



Sabine Ursula Nover | Birgit Panke-Kochinke [Hrsg.]

Qualitative Pflegeforschung

Eigensinn, Morphologie und
Gegenstandsangemessenheit

Mit einem Vorwort von Sabine Bartholomeyczik



Nomos

Sabine Ursula Nover | Birgit Panke-Kochinke [Hrsg.]

Qualitative Pflegeforschung

Eigensinn, Morphologie und
Gegenstandsangemessenheit

Mit einem Vorwort von Sabine Bartholomeyczik



Nomos

© Bildnachweis Titel: romi49 – stock.adobe.com

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-6905-6 (Print)

ISBN 978-3-7489-2152-3 (ePDF)



Onlineversion
Nomos eLibrary

1. Auflage 2021

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2021. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Vorwort

Sabine Bartholomeyczik

Wieder kann ich mich über ein Buch zur Pflegeforschung freuen und dazu noch so ein umfang- und facettenreiches. Ist doch trotz aller Weiterentwicklung die Pflegewissenschaft noch eine junge Wissenschaft, die mit einer traditionsreichen und seit Menschen Gedenken existierenden gesellschaftlichen Aufgabe verbunden ist, die seit vielen Jahrhunderten auch beruflich angegangen wird. Wissenschaftliche Bezüge existierten vermeintlich nur zur Medizin. Daher wurde vor etwa 30 Jahren noch die Existenzberechtigung einer Wissenschaft von der Pflege weitgehend heftig sowohl von Praktiker*innen der Pflege- und anderer Gesundheitsberufe als auch aus nahen Wissenschaftsbereichen in Frage gestellt. Glücklicherweise darf dies trotz nach wie vor anzutreffender Skepsis als vergangen angesehen werden.

Eigensinn, Morphologie und Gegenstandsangemessenheit als Untertitel dieses Buches zeichnen den Weg einer Methodologie, die von der Beschreibung ihrer Notwendigkeit über die ihres Aussehens und ihrer Innendarstellung zum Wichtigsten kommt, nämlich dem epistemologisch zu begründenden Ziel. Eine Forschungsmethode ist immer nur im Zusammenhang mit einem Erkenntnisinteresse bezogen auf ihren Forschungsgegenstand sinnvoll. Qualität und Angemessenheit einer Methode kann nicht unabhängig davon beurteilt werden. Das halte ich gerade im Hinblick auf die hochschulische Lehre für ungeheuer wichtig, denn häufig scheinen Eigensinn und Morphologie ausreichend gelehrt zu werden, während die Gegenstandsangemessenheit manchmal zu kurz kommt.

Ein Buch über qualitative Pflegeforschung herauszugeben, scheint mir prinzipiell ein unendliches Unterfangen. Wenn es um Pflegeforschung geht, dann ist eine Basis der Forschungsgegenstand, also die Pflege. Was so selbstverständlich klingt, ist es bei näherem Hinsehen leider nicht unbedingt. Theoretische Auseinandersetzungen darüber, was Pflege ist oder sein soll, füllen große Bücherregale und harren dennoch einer angemessenen Weiterentwicklung. Zu dieser Weiterentwicklung und zwar sowohl der theoretischen Grundlagen der Pflege als auch der Konsequenzen für die Pflegepraxis kann das vorliegende Buch Wichtiges beitragen.

In der empirischen Forschung, wo es um Gesellschaft, um unverwechselbare Individuen, um Menschen in ihrem Miteinander (oder Gegeneinander), wo es um therapeutische – das schließt die pflegerischen mit ein – Verhältnisse, um existentielle Erfahrungen geht, stoßen immer mindestens zwei unterschiedliche Welten aufeinander. Auch deswegen stellt empirische Forschung eine intellektuelle und praktische Herausforderung dar. Durch Forschen soll etwas ergründet werden, was vorhanden ist, es soll in einer anderen Weise sichtbar gemacht werden als wir es üblicherweise sehen. In der Regel soll das Vorhandene durch die Erforschung nicht verändert werden, auch wenn dies je nach Methode oft nicht verhindert werden kann oder gar beabsichtigt ist (vgl. z.B. Action Research). Oft jedoch sollen Forschungsergebnisse Grundlagen für nachfolgende Veränderungen sein. Das „Praxisparadigma“, gerade das der Pflege, ist geleitet durch Versuche Probleme oft im Moment ihres Auftauchens zu lösen, durch Eintauchen in individuelle Situationen, durch Zeitdruck und -management und vieles mehr. Forschen jedoch ist geleitet von Paradigmen, nach denen versucht wird, Muster, Gründe oder einen Sinnzusammenhang für das zu suchen, was hinter den Versuchen zur Problemlösung steht und typisch ist oder verallgemeinert werden kann, was sie beeinflusst, warum sie so sind, wie sie sind. Verstehen und Erklären sind hier beispielhafte Stichworte. Schließlich gehört zum Anspruch an den Habitus der Forschenden noch, einen immanenten Widerspruch zu leben: Einerseits wird dieser geleitet von der Suche nach „haltbaren wissenschaftlichen Belegen“, andererseits von dem Bewusstsein, dass Forschungsergebnisse nicht einfach hingenommen werden können, dass sie kritisch zu hinterfragen sind und ihre Gültigkeit nicht nur zeitlich begrenzt ist. Jedenfalls müssen im Handeln in der Pflegepraxis andere Paradigmen vorherrschen als im Handeln in der Pflegeforschung. Und nicht immer lassen sich diese einfach verbinden.

Der wichtigste Anspruch dieses Buchs bezieht sich auf Begründungen und Inhalte von Forschungsprozessen und wie deren Umsetzung mit einem bestimmten Methodenansatz, dem qualitativen, am besten gelingt. Dass dies nicht EIN Methodenansatz ist, zeigt das Buch. Es zeigt aber auch – wie oben schon angesprochen –, dass Forschungsmethoden willkürlich sind, wenn sie nicht auf einem bestimmten Erkenntnisinteresse und der dafür angemessenen Methodologie beruhen. Die Idee, dass es Forschung ohne Erkenntnisinteresse geben solle, halte ich für absurd, auch wenn die tatsächlichen Erkenntnisse aus manchen Forschungsprojekten andere als die erhofften sind. Jedenfalls sprechen erfasste Forschungsdaten, unter denen ich jegliche Informationen im Forschungsprozess verstehe, nicht einfach für sich, sondern benötigen zu ihrem Verständnis die Kenntnis des Hintergrunds, aus dem sie stammen. Jegliche Art von Information in

einem Forschungsprozess bedarf der Interpretation, der kenntnisgeleiteten Deutung. Das gilt für Informationen aus z.B. qualitativen Interviews ebenso wie aus Zahlen, die mit standardisierten Interviews gewonnen wurden. Und dazu bedarf es theoretischer Grundlagen, Vorannahmen, Interessen, einer Methodologie etc. Eng verbunden ist dies mit der notwendigen Verknüpfung der Paradigmen aus der Forschung einerseits mit denen aus der Praxis andererseits.

Qualitative Methoden waren zumindest in der deutschsprachigen Region seit Pflegeforschungsprojekte bekannt wurden, immer sehr beliebt. Teilweise lag das sicher an einem Missverständnis über qualitative Methoden, die gerade für Qualifikationsarbeiten – und diese stellten anfangs einen großen Teil der Pflegeforschung dar – relativ einfach und leicht verständlich erschienen. Einige qualitative Interviews, eine Auswertung anhand von Themen, die vorher bereits klar waren, das sollte doch in dem relativ engen Rahmen von Studienprojekten oder für Abschlussarbeiten schnell zu bewerkstelligen sein – so die völlig falsche Annahme. Die Anwendung von Software zur Auswertung transkribierter Interviews schien alles noch zu vereinfachen. Ein Blick in das vorliegende Buch überzeugt schnell davon, dass diese Vorstellung von qualitativer Pflegeforschung einem Missbrauch des Begriffs gleichkommt. Außerdem ist es mit Software wie mit anderen technischen Hilfsmitteln: denken müssen die Nutzer*innen, denn Computer denken nicht, sie können nur das, was mehr oder weniger gut denkende Menschen in sie hineinprogrammiert haben – trotz des schönen Begriffs der Künstlichen Intelligenz.

Sieht man sich manche Bücher zur Pflegeforschung oder -wissenschaft an oder manche Curricula von Pflegestudiengängen, so entsteht der Eindruck, dass es zwei forschungsmethodische Ansätze gibt: den qualitativen und den quantitativen. Etwas näher betrachtet bekommt man dann noch den Eindruck, die beiden Forschungsrichtungen kämpften um die Vorherrschaft in der relativ neuen Pflegewissenschaft, was angesichts der notwendigen Gegenstandsangemessenheit ziemlich dumm ist. Beide Richtungen sind zum einen sehr vielfältig, entwickeln sich weiter und schauen glücklicherweise zunehmend über ihren eigenen Tellerrand. Natürlich hat jeder methodologische Ansatz seine Stärken, aber genauso auch seine Schwächen und Begrenztheit. Gerade deswegen sind bei vielen Fragestellungen die für den Gegenstand besten Ergebnisse zu erzielen, wenn verschiedene Ansätze miteinander verknüpft werden. Leider endet so ein Versuch oft in einem Nebeneinander von Darstellungen der Resultate. Die hohe Kunst der Triangulation, die Kunst der Verknüpfung von auf unterschiedlichen Wegen gewonnenen Informationen zu einem Gesamtbild der

Vorwort

Erkenntnisse aus einem Forschungsprojekt lohnt die kluge Weiterentwicklung.

Das waren ein paar lose verbundene Gedanken zur Pflegeforschung und zu diesem Buch. Möge es durch eifrige Nutzung zur Weiterentwicklung der Pflegewissenschaft, der theoretischen Grundlagen, des angemessenen Einsatzes von Methodologien und Forschungsmethoden, der pflegerischen Erkenntnisse, aber dadurch auch der Pflegepraxis beitragen.

Inhalt

I.	Grundlagen	13
I.1	Einführung: zu den Artikeln und zum Aufbau des Buches <i>Sabine Ursula Nover, Birgit Panke-Kochinke</i>	
I.2	Rahmen	27
I.2.1	Zur Methodologie qualitativer Forschung Wie die Güte der qualitativen Forschung sichern? <i>Jo Reichertz</i>	
I.2.2	Zum Gegenstand qualitativer Pflegeforschung <i>Sabine Ursula Nover, Birgit Panke-Kochinke</i>	49
II.	Methodische Zugänge	59
II.1	Erleben und Kommunikation Intrapersonale Konflikte von Forschenden im Rahmen einer Untersuchung zum Einsatz von Telepräsenzrobotik im häuslichen Lebens- und Pflegearrangement von Personen mit Demenz <i>Matthias Dammert, Anna Steinacker, Helma M. Bleses</i>	
	Wirkungen des Märchenerzählens auf Menschen mit Demenz. Die Videointeraktionsanalyse (VIA) <i>Ingrid Kollak</i>	71
	„Nicht sein können, wer man sein soll.“ Herausforderungen für die qualitative Pflegeforschung im Umgang mit dem Pflegeparadox <i>Gesa Lindemann, Jonas Barth</i>	85
	„Unliebsame Verstrickungen?“ Herausforderungen des Fremdverstehens in der ethnografischen Forschung am Beispiel der Pflege von Menschen mit Demenz <i>Andrea Newerla</i>	99

Inhalt

- Heiß!, Hi! und Tschüss! – eine lebensweltanalytische Ethnographie eines Pflegeverhältnisses mit einer Person mit Autismus-Spektrum-Störungen 111
Pao Nowodworski und Ronald Hitzler
- Der Subjektivität einen Raum geben. Die Integration ethnografischer Erhebungsinstrumente in den Forschungsprozess 123
Birgit Panke-Kochinke
- „Man ist immer mittendrin.“ Chancen und Risiken einer beobachtenden Teilnahme von Menschen mit der Diagnose ‚Demenz‘. 137
Jo Reichertz
- II.2 Professionalität und Bewältigung 151
Videographie als methodischer Zugang zur Rekonstruktion symbolischer Gestik als eine zentrale Kommunikationsform im pflegerischen Diskurs mit Menschen mit Demenz. Herausforderung – Methodenwahl – Lernprozess
Beatrix Döttlinger
- Geschwister chronisch kranker Kinder im Spannungsfeld von Beeinträchtigung und Bewältigung. Anmerkungen zum Einsatz der Grounded Theory Methodologie 161
Christiane Knecht
- Wie kommunizieren Menschen mit Frontotemporaler Demenz mit ihrer Umwelt? Videografie als integraler Bestandteil einer ethnographischen Forschung 173
Sabine Ursula Nover
- Ich schreibe mich selbst. Lern/Tagebücher in der Pflegeausbildung als Erhebungsmethode 183
Birgit Panke-Kochinke

Entscheidungshilfe zur Schmerzerfassung in der Pflege von Menschen mit Demenz. Eine thematische, inhaltliche und methodische Herausforderung	195
<i>Erika Sirsch</i>	
Methodische Herausforderungen bei der qualitativen Forschung mit pflegenden Angehörigen türkeistämmiger Menschen mit Demenz	207
<i>Hürrem Tezcan-Güntekin, Illknur Özer-Erdogdu</i>	
Fallrekonstruktionen zum informellen Versorgungshandeln bei Demenz – zu den Potenzialen der objektiven Hermeneutik für die qualitative Pflegeforschung und ihren forschungsethischen Fallstricken	217
<i>Milena von Kutzleben</i>	
II.3 Organisation und Prozessabläufe	231
Das metaphorische Konzept der „Arbeit“ in den Konstruktionen von Pflegenden gegenüber alten Menschen im Krankenhaus	
<i>Yvonne Reuß, Rudolf Schmitt</i>	
Wohnwünsche von Menschen mit komplexer Behinderung erfassen. Ethnographie als methodischer Zugang	243
<i>Katrin Schrooten, Karin Tiesmeyer, Dieter Heitmann</i>	
An Pflegeschulen forschen. Die Rekonstruktion eines partizipativen Entwicklungs- und Evaluationsprojektes.	257
<i>Dorothee Spürk</i>	
Der Einsatz gruppenbasierter Datenerhebungen bei Bewohner*innen von Alten- und Pflegeheimen. Ergebnisse eines <i>rapid reviews</i> .	271
<i>Renate Stemmer</i>	
III. Methodologien und Forschungsprogramme	283
III.1 Methodologien	
Ethnographische Forschung in Kontexten der Pflege	
<i>Paul Eisewicht, Pao Nowodworski, Ronald Hitzler</i>	

Inhalt

Der Forschungsleib als Resonanzraum <i>Sabine Hartmann-Dörpinghaus</i>	303
Metaphernanalysen in der pflegewissenschaftlichen Forschung <i>Rudolf Schmitt</i>	331
III.2 Forschungsprogramme Das „mentale Feld“ als Forschungstool der qualitativen Pflegeforschung <i>Peter Alheit und Heidrun Herzberg</i>	345
Pflegeforschung als Praxiswissenschaft –Die Reflexion des Implementierungsprozesses <i>Hermann Brandenburg</i>	359
„Partizipation“ als Herausforderung in Aktionsforschungsprojekten <i>Ulrike Höhmann</i>	373
Partizipative Forschung praxisnah und exemplarisch in Klinischer Ethik und Palliative Care <i>Helen Kohlen, Mara Kaiser, Anne Volmering-Dierkes, Hendrik Grassme</i>	389
Qualitatives Data Mining als systematisiertes, multimethodisches und mehrphasiges Gruppeninterpretationsverfahren <i>Frank Weidner</i>	403
IV. Resümee <i>Sabine Ursula Nover, Birgit Panke-Kochinke</i>	417
Zu den Autor*innen	431

I. Grundlagen

I.1 Einführung: zu den Artikeln und zum Aufbau des Buches

*Sabine Ursula Nover, Birgit Panke-Kochinke**

Ausgangslage

Wie ergeht es Forschenden im Feld der Pflege wenn sie Antworten auf zentrale Fragen der Pflegewissenschaft suchen, die den Einsatz qualitativer Methodologien und Methoden erfordern? Welche Gegenstandsfelder sind das überhaupt und welche Methoden erweisen sich als angemessen – man könnte auch passgenau sagen – um diesen Gegenstand zu erschließen? Welche aufreibenden Hindernisse und willkommenen Freuden begegnen ihnen bei der Erhebung und Analyse ihrer empirisch gewonnenen Daten? Was lernen sie selbst in methodologischer oder forschungspraktischer Hinsicht und wie kann es gelingen, diese Erkenntnisse so zu diskutieren, dass auch andere Forschende daran partizipieren können?

Es steht zu fragen, welche Methodologien und Methoden geeignet sind, um den Gegenstand qualitativer Pflegeforschung in seiner Gestalt, also seiner Morphologie zu bestimmen, den Eigensinn der im Fokus stehenden Forschergruppe zu erschließen und dabei die Schwierigkeiten und Probleme, die sich im Forschungsprozess ergeben, in einer gegenstandsangemessenen und damit erkenntnisfördernden Art und Weise zu bearbeiten. Das ist aus unserer Sicht eine zentrale Perspektive, um eine Theorieentwicklung zu unterstützen, die eine hinreichend empirische Grundlage ausweist und dabei diskussionsfähig bleibt. Darin lag unser zentrales Interesse begründet, dieses Buch zu konzipieren und Mitstreitenden zu finden.

Methodisch führt die Beschäftigung mit vulnerablen Gruppen zum einen dazu, dass scheinbare Selbstverständlichkeiten der qualitativen Sozialforschung neu problematisiert und gedacht werden müssen. Entsprechend sind auch die Forschenden selbst aufgefordert, sich den Herausforderungen im Feld neu zu stellen. Hier ist unseres Erachtens eine deutliche Sensibilisierung erkennbar.

* gleichberechtigte Autorinnen

Zudem werden im Rahmen klassischer Feldforschungsszenarien neue technische Möglichkeiten der Erhebung und Auswertung in der Kombination mit einer kritischen Selbstreflexion genutzt, um Material methodisch zu erschließen, das sich nicht selbstverständlich eröffnet. In der scheinbaren Unordnung eine Ordnung zu suchen, ist mit Unsicherheit verbunden; ihren Umgang damit kritisch zu beleuchten haben sich die Autorinnen und Autoren dieses Buches als Aufgabe vorgenommen.

Wir haben diesen Weg gewählt, weil man (nicht nur) in qualitativen Forschungskontexten oft dann besonders aufschlussreich lernt, wenn man eine Fehlerkultur entwickelt. Fehler sind ein sicherer Weg, um in der Reflexion des eigenen Vorgehens zu lernen und diese Lernprozesse auch anderen mitzuteilen. Das ist schwierig und tabuisiert, wenn man selbst zunächst keine Lösungen anzubieten hat, aber unverzichtbar, um in einer wissenschaftlichen Gemeinschaft Lösungen zu finden. Insofern ist unser Buch auch ein Angebot an qualitativ Forschende, sich in einen Diskurs über eine solche Fehlerkultur zu wagen.

In den uns vorliegenden Artikeln lassen sich zwei zentrale inhaltliche Fokussierungen erkennen: zum einen die Fokussierung auf das individuelle Erleben von Krankheit und/oder Behinderung bei den Menschen, die in einer pflegerischen Beziehung auf der Seite der Pflegebedürftigen stehen, und das Erleben derjenigen, die mit diesen Menschen in einem intensiveren Kontakt stehen, also vor allem Pflegekräfte, Ärzt*innen, Mitglieder therapeutischer Berufe und nicht zuletzt die Angehörigen, zum andern die Analyse der Strukturen und Mustern, also der Organisationsformen, die diese Diskurse von Menschen mit Pflegebedarf ummanteln.

Wenn es um die methodologische bzw. methodische Fokussierung geht, wird in den Artikeln erkennbar, dass es weniger darum geht, neue Methoden zu „erfinden“, sondern die Passgenauigkeit zwischen Methode und Gegenstand zu erhöhen. Ein Mehr an und eine Kombination von methodischen Zugängen sowie der Hinweis auf fehlende Zeitdeputate mögen dabei berechtigt sein. Im Prinzip geht es aber aus wissenschaftlicher Sicht vornehmlich um die Frage, welcher methodische Zugriff und welche methodische Auswertungsform die besten, und das heißt methodologisch am besten kontrollierten Antworten auf die gestellten Forschungsfragen geben kann. Dazu liegt ein umfangreiches Methodenarsenal aus der qualitativen Sozialforschung vor.

Gegenstand der qualitativen Pflegeforschung ist aber auch eine intensive Auseinandersetzung mit der eigenen forschenden Person. Das scheint zwingend, da die qualitative Forschung davon lebt, dass sie den eigenen individuellen Zugang sowohl benötigt, um überhaupt etwas erkennen zu können, und zugleich genau das auch immer wieder kritisch reflektieren

muss. An diesem Punkt greifen methodologische Reflexionen, die eng an ethisch begründete Vorbehalte andocken. Dieser Aspekt erweist sich in den vorliegenden Artikeln ebenfalls als zentral. Immer wieder wird erkennbar, dass es über generelle kommunikative Fußangeln hinaus, die sich in solchen Forschungskontexten eigentlich immer ergeben, auf besondere Weise anstrengend, verstörend, verunsichernd, problematisch und mühsam sein kann, mit vulnerablen auch pflegebedürftigen Menschen in individuell ausgerichteten Forschungskontexten in Kommunikation zu treten. Aber genau diese empathische Kontaktaufnahme mit ihren Fallstricken methodisch zu kontrollieren, ist in einer qualitativ ausgerichteten Forschung, die noch vielfach auf dem tradierten Instrumentarium der Beobachtung und Befragung beruht, unverzichtbar.

Diesen Herausforderungen perspektivisch zur Seite stehen, auch das ein wichtiger Aspekt, der sich in den Beiträgen unserer Autor*innen erkennen lässt, ganz handlungspraktische Forderungen, um den Aufgaben im Forschungsprozess angemessen zu begegnen. Da sich Fragen nach dem Erleben von und dem Umgang mit Krankheit und Beeinträchtigung durch eine Rekonstruktion der individuellen Perspektive aus der Sicht der Betroffenen ergeben, wäre forschungspolitisch betrachtet eine Forschungskultur zu unterstützen, die den Raum für einen solchen Erkenntnisgewinn zur Verfügung stellt. Dabei sind vermutlich die Öffnung von Kontroversen, die offene Diskussion über ungelöste Probleme sowie Denkangebote für mögliche Lösungen als Bestandteil einer lebendigen Pflegeforschung zu verstehen, die ihre Konsolidierung voranbringt.

Der Aufbau des Buches

Gemäß diesen Vorgaben gliedert sich unser Buch in vier Kapitel:

Nach einer inhaltlichen und methodologischen Standortbestimmung, die zum einen das heuristische Konzept der inhaltlichen Spannungsfelder, die unseres Erachtens die qualitative Pflegeforschung bestimmen, und zum andern methodische und methodologische programmatische Grundlagen pflegewissenschaftlicher qualitativer Forschung unter der Perspektive der Gütesicherung vorstellt (Kap. I), beschreiben im zweiten Kapitel Forschende ihre konkreten Erfahrungen, die sie in Forschungsprojekten gewonnen haben. Das tun sie auch unter einer kritischen Perspektive, die Probleme und offen gebliebene Fragen in der Forschungspraxis thematisiert. Damit entsteht ein empirisch begründeter Einblick in den aktuellen Stand einer qualitativ arbeitenden Pflegeforschung (Kap. II).

Auf allgemeinerem Niveau und grundsätzlicher werden im dritten Kapitel Methodologien und Forschungsprogramme vorgestellt, die bedenkenswerte und interessante Perspektiven und Möglichkeiten für pflegewissenschaftliche Fragestellungen bieten können (Kap. III).

Im vierten Kapitel ziehen wir ein Resümee, indem wir in klassischer Weise die Ergebnisse der im Buch vorgestellten Beiträge unter den eingangs gestellten Fragen zusammenfassen (Kap. IV).

Kapitel I Grundlagen

Wir haben in unserem einleitenden Kapitel zunächst im Sinne einer ersten Orientierung zwei grundlegende Perspektiven auf den Gegenstand einer qualitativen Pflegeforschung geöffnet: zum einen eine inhaltliche, indem wir danach fragen, was der Gegenstand einer qualitativ ausgerichteten Pflegeforschung sein kann und zum andern eine methodologische Perspektive, indem wir fragen, welche methodischen Zugänge die Qualität dieser Forschung sichern können.

Für eine inhaltliche Orientierung haben wir so einerseits in einer ersten eigenen Analyse ein heuristisches Modell in der Form von neun Spannungsfeldern entwickelt, die analytisch aufgefächerte Gegenstandsbereiche einer qualitativ ausgerichteten Pflegeforschung benennen. Wir haben die Form von Spannungsfeldern gewählt, um eine gewisse problemorientierte Offenheit zu signalisieren. Innerhalb der Spannungsfelder werden die Lösungsmuster präsentiert, die sich aktuell unter einer ethisch ausgerichteten Perspektive ergeben können. Dabei haben wir nur die Gegenstandsbereiche in den Blick genommen, die aus unserer Sicht einen qualitativen methodischen Zugang als erkenntnisgewinnend erfordern. Für die Entwicklung von ethisch begründeten Lösungsperspektiven haben wir experimentell den Fürsorgeansatz von Martha Nussbaum gewählt. So gewinnen wir für einen abschließenden Blick und eine Einschätzung der bereits erreichten Ziele und der für die Zukunft möglichen Perspektiven ein kontrollierbares und korrigierbares Instrument (Sabine **Nover**/Birgit **Panke-Kochinke**).

Unter einer methodologischen und methodischen Perspektive hat sich Jo **Reichertz** mit dem zentralen Aspekt der Sicherung der Güte von qualitativer Forschung beschäftigt und diese auf die spezifische Situation der Pflegeforschung bezogen. „Aber der Trick ist nicht, irgendetwas zu erforschen und es auf eine Weise zu tun, die bisher noch niemand versucht hat. Der Trick ist, aus *guten Gründen* etwas anderes zu tun“. Mit diesem Statement begründet Jo Reichertz sein Eintreten für die Sicherung der Qualität

qualitativer Forschung, aufgehängt an der in Zeiten herrschender Wissenschaftsskepsis sehr aktuellen Feststellung der Vergänglichkeit allen Wissens. Veränderungen oder Moden qualitativer Forschung haben, so ein Element seiner Diagnose, keine einheitliche Richtung oder gar ein gemeinsames Ziel, sondern folgen einer an momentanen Aufmerksamkeiten ausgerichteten Logik. Der Antrieb dahinter sei in der Regel der Wunsch danach, ‚Rätsel‘ zu lösen. Dennoch sucht und findet er Verbindendes: geteilte Vorstellungen über die Beschaffenheit von ‚Wirklichkeit‘, ihre Konstruktion, und ihren stetigen Wandel, die Suche nach Gesetzmäßigkeiten, die das menschliche Individuum als Ausgangspunkt haben. Und letztendlich auch die handlungspraktische Maxime: Forschen lernt man nur durch forschen.

Kapitel II Methodische Zugänge

Im zweiten Kapitel dieses Buches stellen Autor*innen ihre konkreten Forschungsvorhaben vor allem unter zwei Perspektiven vor: Was ist gelungen und wo haben sich Schwierigkeiten in der Methodenwahl und/oder Auswertung ergeben?

Wir haben uns entschieden, uns auf drei inhaltliche Schwerpunkte zu fokussieren und die Beiträge der Autor*innen entsprechend zu systematisieren. Innerhalb der drei Schwerpunkte haben wir eine alphabetische Sortierung vorgenommen.

Der erste Fokus (Kap. II.1) liegt entsprechend auf Forschungsprojekten, die sich mit den Menschen mit Pflegebedarf beschäftigen die auf besondere Weise kommunizieren.

II.1 Im Fokus: Erleben und Kommunikation

Das Involviertsein ins Feld forschungspraktisch zu nutzen, sich selbst, „als Moment seiner Erkenntnisgewinnung (zu) begreifen“ wird von Matthias **Dammert**, Anna **Steinacker** und Helma **Bleses** in ihrem Artikel, „Intrapersonale Konflikte von Forschenden im Rahmen einer Untersuchung zum Einsatz von Telepräsenzrobotik im häuslichen Lebens- und Pflegearrangement von Personen mit Demenz“ thematisiert. Es wird danach gefragt, wie produktiv mit intrapersonalen Konflikten umgegangen werden kann. Es zeigt sich, dass eine wesentliche Herausforderung darin besteht,

Konflikte zu erkennen, zu thematisieren und mit ihnen methodisch kontrolliert umzugehen.

Die Artikel von Beatrix **Döttlinger** „Videographie als methodischer Zugang zur Rekonstruktion symbolischer Gestik als eine zentrale Kommunikationsform im pflegerischen Diskurs mit Menschen mit Demenz“ und Sabine **Nover**, „Wie kommunizieren Menschen mit Frontotemporaler Demenz mit ihrer Umwelt? Videografie als integraler Bestandteil einer ethnographischen Forschung.“ haben einige Gemeinsamkeiten: Bei beiden stehen Menschen im Zentrum, die sich aufgrund ihrer demenziellen Erkrankung verbal nicht mehr verständlich machen können, bei beiden geht es um den methodischen Zugriff durch Videographie, hier im Rahmen einer multimethodischen ethnographischen Studie, dort als einziger methodischer Zugang. Bei beiden geht es um Kommunikation, aber während sich Sabine Nover die Frage stellte, wie die interessierenden Menschen mit ihrer Umwelt kommunizieren, wollte Beatrix Döttlinger wissen, wie gestische Kommunikation von Pflegenden in der Interaktion mit ihnen erfolgreich eingesetzt werden kann. Entsprechend unterschiedlich sind Fokus, Methodeneinbindung, die Umsetzung der Methode selbst (Technik, Kameraaufstellung etc.). In ihrem Artikel steht bei Beatrix Döttlinger die Frage im Zentrum, was es für die Selbst- und Fremdwahrnehmung als zentrale Anforderung bedeutet, in der Doppelrolle als (wissende) Kollegin und (unwissende) Forscherin im Feld zu sein, während Sabine Nover danach fragt, was man bemerkt und was man verpasst, wenn man teilnehmend videographiert.

Ingrid **Kollak** beschäftigt sich in ihrem Artikel mit dem Titel: „Die Wirkungen des Märchenerzählens auf Menschen mit Demenz. Die Videotransaktionsanalyse (VIA)“ mit der Frage, wie Menschen mit einer demenziellen Erkrankung auf das Vorlesen von klassischen Märchen reagieren. Dafür wählt sie den methodischen Zugang der Videotransaktionsanalyse. Sie kann mithilfe der Erkenntnisse aus diesem aufwändigen Verfahren belegen, dass eine solche Form der Intervention gerade auch für diese Personengruppe geeignet ist, um Erinnerungen zu aktivieren und einen gemeinsamen Austausch in der Gruppe anzuregen.

Gesa **Lindemann** und Jonas **Barth** stellen sich in ihrem Artikel, betitelt „Nicht sein können, wer man sein soll“, die forschungsethisch relevante Frage, wie man mit der paradoxen Situation umgehen kann, dass man im Prinzip allen Menschen grundsätzlich, und damit eben auch in der Forschungssituation, Autonomie zustehen sollte, einige Menschen jedoch aufgrund ihrer gesundheitlichen Einschränkungen diese Autonomie kaum für sich in Anspruch nehmen können. Was also bedeutet es methodologisch, dass Forschung theoretische Grundannahmen, wie etwa die Sinnhaf-

tigkeit von Handeln unterstellt, das aber zugleich z.B. bei Menschen mit Demenz infrage stellt? Auf der Basis interaktionistischer Theorie zeigen sie, wie sich für die forschungspraktische Analyse von Handlungssituationen zwischen Pflegenden und zu Pflegenden gerade durch die Thematisierung dieses Paradoxons methodologisch fundierte Wege öffnen können.

„Unliebsame Verstrickungen?“ – mit dieser Frage wendet sich Andrea **Newerla** den forschungspraktischen Herausforderungen zu, die mit ethnographischer Forschung einhergehen (können). Sie diskutiert die „Herausforderungen des Fremdverstehens in der ethnografischen Forschung am Beispiel der Demenz-Pflege“. Wie viel Teilnahme ist angemessen, wenn man teilnimmt an Situationen, die man selbst als belastend, unwürdig, ethisch fragwürdig empfindet? Wie ist der vermutliche Einfluss dieser Emotionen auf die Beobachtung methodisch zu fassen? Ihre Erfahrungen und forschungspraktischen Lösungen stellt sie anhand ihrer Forschung zum Umgang mit Menschen mit Demenz in Pflegeeinrichtungen vor und zeigt, wie der reflexive Umgang mit dem eigenen Involviert-Sein ins Feld zum Schlüssel der Erkenntnis werden kann.

Die Autonomie pflegebedürftiger Menschen im Forschungsprozess wie auch die Kommunikation mit ihnen sind auch im Artikel von Pao **Nowodworski** und Ronald **Hitzler**, „Heiß!, Hi! und Tschüss! – eine lebensweltanalytische Ethnographie eines Pflegeverhältnisses mit einer Person mit Autismus-Spektrum-Störungen“, die zentralen Komponenten forscherscher Reflexion (vgl. auch die Artikel von Lindemann/Barth und Reichertz, „Man ist immer mittendrin“, in diesem Band). Die Rekonstruktion der Eigen- und Fremdwahrnehmung zwischen den beiden Polen ‚Fremdheit‘ und ‚Vertrautheit‘ kann aus ihrer Sicht als Erkenntnisquelle für die Beantwortung ihrer Forschungsfrage genutzt werden. Dazu finden sie methodisch abgesicherte forschungspraktische Wege. Die Autoren verweisen in diesem Kontext explizit auf den Einbezug des Körpers in den Analyseprozess (vgl. zur Dimension der Leiblichkeit Hartmann-Dörpinghaus in diesem Band).

Das selten explizierte Instrument „Forschungstagebuch“ analysiert Birgit **Panke-Kochinke** („Der Subjektivität einen Raum geben. Die Integration ethnografischer Erhebungsinstrumente in den Forschungsprozess“) hinsichtlich seines möglichen Erkenntnisgewinns im Forschungsprozess. Die zentrale Forderung des sich Einlassens auf die Beteiligten, der Notwendigkeit, sie „kennen zu lernen“, sieht sie unabdingbar verknüpft mit der Reflexion eigenen Erlebens, eigener Erfahrungen und eigener Disponiertheit. Dazu, so ihre in der Rückschau auf ein langjähriges Projekt gewonnene Erkenntnis, hätten sich ihre im Projekt nicht genutzten Forschungstagebücher als wichtige Datenquelle erweisen können; darüber hi-

naus lieferten sie auch einen interpretativen Zugang zu den geführten Interviews, den sie ohne dieses Material nicht gewonnen hätte. Die Autorin macht Vorschläge, wie eine variantenreiche Selbst-reflexion aussehen könnte und verdeutlicht, welcher Gewinn davon zu erwarten ist (vgl. hierzu auch Newerla, Nowodworski/Hitzler, Dammert/Steinacker/Bleses in diesem Band).

Um „den Chancen und Risiken einer beobachtenden Teilnahme von Menschen mit der Diagnose ‚Demenz‘“ für eine verbesserte Kommunikation mit denselben auf die Spur zu kommen, zeigt Jo **Reichertz** auf, wie die als „Störung“ von je typischen Beziehungsgefügen erlebte Diagnose Demenz das Handeln der Betroffenen verändert, wie also Verluste und Gewinne kommunikativer Kompetenz von den Menschen selbst und ihren Angehörigen erlebt werden. Für Forschende gilt: „Man ist immer mittendrin“. Daher stehen im Zentrum die Fragen danach, wie Teilnehmende Beobachtung erkenntnisgenerierend eingesetzt, und ihre Kehrseite, insbesondere der interventionistische Charakter dieser Methode, reflektierend produktiv gewendet werden kann.

II.2 Im Fokus: Professionalität und Bewältigung

Im Kapitel II.2 liegt der Fokus auf Fragen der Professionalität und damit der Bewältigung von Pflegeproblemen bei professionell Pflegenden und pflegenden Angehörigen sowie dem Umgang beider Gruppen miteinander; auch die professionelle Bewältigung genereller forschungspraktischer Herausforderungen wird hier thematisiert.

Birgit **Panke-Kochinke** stellt ein langjähriges Schulentwicklungsprojekt vor, in dessen Rahmen Auszubildende in der Gesundheits- und Krankenpflege dazu angeregt wurden, Tagebücher über ihren Arbeitsalltag zu führen („Ich schreibe mich selbst. Tagebücher in der Pflegeausbildung als Erhebungsmethode“). Sie zeigt auf, dass zum einen auf diesem Wege die „Innenwelt der Schüler*innen“ genauer erfasst werden konnte und somit eine wichtige Grundlage geschaffen wurde, um Perspektiven für machbare Veränderungsprozesse zu bestimmen. Überdies dienten sie der Selbstreflexion der Auszubildenden – eine wichtige Basis, um Lernprozesse anzuregen. Der Einsatz dieses Instruments ist allerdings, so ihre Einschränkung, nur in bestimmten Phasen, vor allem der Einstiegsphase in die praktische Ausbildung oder bei einem turnusmäßigen Wechsel des Ausbildungsortes, wirksam.

„Methodische Herausforderungen bei der qualitativen Forschung mit pflegenden Angehörigen türkeistämmiger Menschen mit Demenz“ analy-

sieren Hürrem **Tezcan-Güntekin** und Ilknur **Özer-Erdogdu**. Sie setzen sich dabei vor allem mit den spezifischen ethischen und forschungspraktischen Aspekten auseinander, die dabei entstehen. Insbesondere das eigene Involviert-Sein und die notwendige methodologische Reflexion desselben weisen ihres Erachtens auf typische Widrigkeiten des ethnographischen Designs hin, mit denen Forschende zu kämpfen haben.

Demgegenüber nimmt Christiane **Knecht** in ihrem Artikel „Geschwister chronisch kranker Kinder im Spannungsfeld von Beeinträchtigung und Bewältigung. Kritische Anmerkungen zum Einsatz der Grounded Theory Methodologie“ die selten reflektierte Perspektive gesunder Geschwister in den Fokus. Es gelingt ihr, Handlungs- und Bewältigungsstrategien aufzuzeigen, mit denen es diesen Kindern und jungen Erwachsenen gelingt, Alltag, familiäre Beziehungen und Krisen zu managen. Christiane Knecht zeigt darüber hinaus, wie diese Geschwister chronisch kranker Kinder die gesamte Lebenssituation mit konstruieren. Entlang dieses Beispiels zeichnet sie die einzelnen, erkenntnisgenerierenden Schritte der GTM nach und zeigt dezidiert auftretende Hürden und Grenzen auf.

Auch Milena **von Kutzleben** beschäftigt sich in ihrem Artikel „Objektiv-hermeneutische Fallrekonstruktionen zum informellen Versorgungshandeln bei Demenz im Setting Häuslichkeit – zu den Potenzialen fallrekonstruktiver Untersuchungen für die qualitative Pflegeforschung und ihren forschungs-ethischen Fallstricken“ mit der Gruppe der Angehörigen der an Demenz erkrankter Menschen. Dabei geht es ihr inhaltlich um eine Analyse informeller häuslicher Versorgungsarrangements. Sie rekonstruiert deren Strukturlogik und wählt dazu das Auswertungsverfahren der Objektiven Hermeneutik. Neben der Organisation der Pflege ist das permanente Ausloten der Beziehung ein zentraler Faktor des Zusammenlebens (vgl. Reichertz, „Man ist immer mittendrin“, Lindemann/Barth in diesem Band). Während eine der Stärken dieses Verfahrens für sie in der Theoriebildung mit der Entwicklung eines Phasenmodells zum informellen Versorgungshandeln liegt, weist sie kritisch auf die forschungsethischen Probleme hin, die das von ihr gewählte Vorgehen hat.

Bei der Klärung der Frage, wie sich die Entscheidungsfindung von Pflegenden zur Erkennung und Behandlung von Schmerzen bei Menschen mit Demenz in der Akutversorgung im Krankenhaus vollzieht, war nach Erika **Sirsch** die analytische Reflexion der eigenen Irritationen über das, was sie im Feld beobachtet hat, zentral, um die Protokolle ihrer teilnehmenden Beobachtung überhaupt in einen methodisch fundierten Erkenntnisprozess einbinden zu können. Das war ein wichtiger Schritt, um der thematischen, inhaltlichen und methodischen Herausforderung, eine

„Entscheidungshilfe zur Schmerzerfassung in der Pflege von Menschen mit Demenz“ zu entwickeln, angemessen zu begegnen.

II.3 Im Fokus: Organisation und Prozessabläufe

In diesem Kapitel liegt der inhaltliche Fokus auf einer Analyse von Handlungs- und Prozessabläufen innerhalb pflegerelevanter Organisationen.

Den Anfang machen Yvonne **Reuß** und Rudolf **Schmitt**, die „Das metaphorische Konzept der „Arbeit“ in den Konstruktionen von Pflegenden gegenüber alten Menschen im Krankenhaus“ betrachten. Insbesondere interessiert sie die Beantwortung der Frage danach, wie Pflegende ‚Arbeit‘ konzeptualisieren. Durch die Rekonstruktion metaphorischer Konzepte, die aus Interviews mit Pflegenden gewonnen wurden, können sie zeigen, welche davon für die Befragten relevant waren. Eine grundlegende Voraussetzung, um metaphorische Konzepte der befragten Pflegenden zu erkennen, ist es aus Sicht von Yvonne Reuß und Rudolf Schmitt, dass die Forschenden sich durch geeignete Reflexionsprozesse ihrer eigenen Konzepte bewusst werden. Das gilt umso mehr, wenn man aus demselben Berufsfeld kommt wie die Beforschten. Die Schwierigkeiten damit und der Gewinn, wenn es gelingt, werden in diesem Artikel plastisch skizziert.

Katrin **Schrooten**, Karin **Tiesmeyer** und Dieter **Heitmann** setzen sich mit dem Einsatz von lebensweltlicher Ethnographie und Grounded Theorie (vgl. Knecht in diesem Band) am Beispiel eines konkreten Forschungsprojektes über die Ermittlung von Wohnwünschen von Menschen, die sich zum Teil nicht oder nur begrenzt verbalsprachlich äußern können, auseinander („Wohnwünsche von Menschen mit komplexer Behinderung erfassen. Ethnografie als methodischer Zugang“). Sie reflektieren dabei insbesondere das Erhebungsinstrument der beobachtenden Teilnahme (vgl. Lindemann/Barth, Dammert/Steinacker/Bleses, Newerla und Nowodworski/Hitzler in diesem Band) und entwickeln, um der Herausforderung methodisch näher zu kommen, einen heuristischen, auf der Setzung von Gültigkeitsannahmen basierenden Rahmen.

In einem anderen Setting bewegt sich Dorothee **Spürk** mit ihrem Artikel „An Pflegeschulen forschen. Die Rekonstruktion eines partizipativen Entwicklungs- und Evaluationsprojektes“. Eine wirksame partizipative Forschung, so ihre Erkenntnis, beruht sowohl auf einer kontinuierlichen Anpassung von konkreten methodischen Wegen, wie auch auf inhaltlichen Zielsetzungen im Forschungsprozess selbst, die mit allen Beteiligten permanent konsentiert werden müssen. In der nachträglichen Reflexion eines langjährigen Entwicklungs- und Evaluationsprojektes, das an zwei Fach-

schulen für Gesundheits- und Krankenpflegesschulen stattfand, identifiziert sie zwei Probleme, die diesen Prozess gefährden können: eine unreflektierte Perspektivenvermischung und eine „theoretische Starrheit im Prozess“.

Renate **Stemmer** sieht sich „Gruppenbasierte Datenerhebung bei Bewohner*innen von Alten- und Pflegeheimen“ genauer an. Sie beschreibt, dass die Auseinandersetzung mit dem Thema ‘Autonomie’ beziehungsweise ‘Partizipation’ im Forschungsprozess auch irritierende Momente aufweist, die sich einer methodischen Reflexion öffnen müssen. In dem von ihr vorgestellten Forschungsprojekt wurde die Förderung von Teilhabe von Bewohner*innen in Langzeitpflegeeinrichtungen angestrebt. Im Forschungsverlauf zeigte sich deren hohe Bereitschaft zur Teilnahme an Interviews bei gleichzeitig ablehnender Haltung, an Gruppendiskussionen mitzuwirken. Diese unerwartete Situation war erklärungsbedürftig und öffnete zugleich den Weg zu einem neuen Verständnis der Bedürfnisse der interessierenden Gruppe.

Kapitel III Methodologien und Forschungsprogramme

Die Beiträge des Kapitels III.1 wenden sich explizit methodologischen Fragestellungen zu, die sich auch, wie in Kapitel III.2. erkennbar, in der Formulierung von forschungsprogrammatischen Zugängen manifestieren können.

III.1 Im Fokus: Methodologien

Ethnografie

Paul **Eisewicht**, Pao **Nowodworski** und Ronald **Hitzler** stellen „Ethnographische Forschung in Kontexten der Pflege“ dar. Die drei Autoren führen in die Grundlagen ethnographischer Forschung ein, zeigen typischer Weise auftretende Probleme und arbeiten Vorschläge für Lösungsstrategien aus. Sie diskutieren die Eignung des ethnographischen Zugangs und leiten sein besonderes Vermögen für die Pflegeforschung argumentativ her. In diesem Zusammenhang stellen sie exemplarisch ethnographische Arbeiten der Pflegeforschung vor. Dabei verfolgen sie die These, dass ethnographische Forschung einerseits ein methodisch geeigneter Ansatz ist, um in Pflege- bzw. Care-Kontexten zu forschen, dass sie andererseits aber

auch gerade dort besondere Probleme und Herausforderungen mit sich bringt, die zu beachten sind.

Metaphernanalyse

Dass die Metaphernanalyse ein fruchtbarer Ansatz für pflegewissenschaftliche Forschungsprojekte ist, ergibt sich für Rudolf **Schmitt** vor dem Hintergrund der Bedeutung, die der Gebrauch derselben in der Pflegepraxis hat. Er zeichnet in seinem grundlegenden Beitrag, betitelt „Metaphernanalysen in der pflegewissenschaftlichen Forschung“ den methodologisch begründeten Einsatz von metaphernanalytischer Forschung für pflegerelevante Themen nach und stellt konkrete Arbeiten zur Rekonstruktion von Metaphern vor. Er plädiert für mehr Diskussion über Begriff und Methode.

Leibphänomenologie

Sabine **Hartmann-Dörpinghaus** treibt die Frage nach dem „Forschungsleib“ um, dabei wählt sie in „Der Forschungsleib als Resonanzraum. Methodologische Betrachtung leibphänomenologisch geführter Interviewsituationen“ eine Fokussierung auf eben diese Erhebungsform. Wie kann das, was Forschende in einer Erhebungssituation spüren und leiblich erleben in die Forschung eingebunden und für sie fruchtbar gemacht werden? Dass Forschende mit allen Sinnen im Feld sind, wird in unterschiedlichen Methodologien gesehen und genutzt, verschiedene Autor*innen dieses Bandes plädieren für eine stärker systematische Routinisierung dieser Effekte (vgl. Dammert/Steinacker/Bleses, Eisewicht/Hitzler, Lindemann/Barth, Newerla in diesem Band). Die Autorin zeigt am Beispiel des Führens von Interviews einen Weg für die phänomenologische Methode auf, den sie selbst gegangen ist.

III. 3.2 Im Fokus: Forschungsprogramme

Konzepte sind anregend und innovativ insofern, als sie Möglichkeiten schaffen, klassische Fragen der Forschung aufzunehmen und sie unter einem anderen Blickwinkel neu zu diskutieren.

Mentale Felder

„Das mentale Feld als Forschungstool der qualitativen Pflegeforschung“ steht im Mittelpunkt des von Peter **Alheit** und Heidrun **Herzberg** verfassten Beitrags. Ihr Ausgangspunkt ist die klassische soziologische Frage, wie durch Interaktion geteilte Wirklichkeit entsteht. Das von ihnen entwickelte Konstrukt des „mentalen Feldes“ ermöglicht es ihnen, dieses Miteinander des Handelns, seine Relationalität, rekonstruierbar zu machen. So lassen sich Meinungscluster abbilden und Spannungsfelder erfassen, die z.B. durch unterschiedliche Wissensbestände entstehen., und so einer Analyse zugänglich machen.

Theorie-Praxis-Transfer

Auch Hermann **Brandenburg** greift in seinen Ausführungen in konzeptioneller Form eine zentrale Frage auf, die insbesondere die Pflegewissenschaft umtreibt: Wie lässt sich der Theorie-Praxis-Transfer fördern? Welchen Beitrag kann die qualitative Forschung dazu liefern („Pflegeforschung als Praxiswissenschaft – Die Reflexion des Implementierungsprozesses“)? Er fragt dabei insbesondere nach den Herausforderungen, die sich im Transfer von Wissenschaft in die beteiligte und beforschte Pflegepraxis ergeben und weist entsprechende Perspektiven aus.

Partizipationsparadigma

Ulrike **Höhm** macht in ihrem Artikel „‘Partizipation‘ als Herausforderung in Aktionsforschungsprojekten“ deutlich: Für Fragestellungen, deren Beantwortung in Veränderungsprozesse münden sollen, hält sie aufgrund eigener Erfahrungen eine partizipativ ausgerichtete Forschung und einen damit verbundenen „Perspektivabgleich“ zwischen Wissenschaft und Praxis für unverzichtbar. Sie zeigt charakteristische Merkmale und Ziele der Partizipationsforschung auf und weist zugleich darauf hin, dass es sich dabei weniger um methodische Ansätze, sondern eher um ein Paradigma handelt.

Ergänzend und in Teilen auch kontrovers diskutieren Helen **Kohlen**, Mara **Kaiser**, Anne **Dierkes** und Hendrik **Grassme** „Methodische Zugänge für eine pflegewissenschaftliche Partizipationsforschung“. Anhand der Analyse dreier Forschungsprojekte, die in ein rahmendes Praxisprojekt zur

Implementierung von Ethikkomitees in Akutkrankenhäusern eingebettet sind, stellen sie Umsetzungen ganz unterschiedlicher Methoden vor, die in ein partizipatives Design eingebettet wurden. Sie betonen den Prozesscharakter partizipativer Forschung, der seinerseits selbst zum Forschungsobjekt wird.

Big Data

Kann man davon ausgehen, dass sich die Auswertung großer Datenmengen, die im Rahmen von qualitativen und quantitativen Erhebungsmethoden entstanden sind, dadurch verbessert bzw. entsprechend der Forschungsfrage zielgerichteter fokussiert werden kann, wenn sie durch eine Art permanenter qualitativer Kontrolle durch Forschungstandems begleitet werden? Frank **Weidner** stellt in seinem Artikel „Qualitatives Data Mining als systematisiertes, multimethodisches und mehrphasiges Gruppeninterpretationsverfahren“ dafür das gleichnamige, von ihm konzeptualisierte Verfahren in seinen Entwicklungspotentialen und Limitationen vor.

Kapitel IV Resüme

Zum Schluss ziehen wir ein dreischrittig angelegtes **Resümee**. Der erste Schritt besteht in dem Versuch, unser eingangs vorgestelltes heuristisches Konzept des inhaltlichen Gegenstandes einer qualitativ ausgerichteten Pflegeforschung auf der Basis der in den vorherigen Kapiteln vorgestellten Erkenntnisse empirisch weiter zu sättigen. Damit, so hoffen wir, schaffen wir eine gute Diskussionsgrundlage für zukünftige Forschungen.

Die unterschiedlichen Perspektiven von Pflegepraxis und Pflegeforschung haben uns dazu bewogen, ein weiteres, nun hermeneutisch aus den Artikeln gewonnenes Modell zu entwickeln, das wir im zweiten Schritt vorstellen, um im dritten Schritt die von den Autorinnen und Autoren aufgeworfenen und von uns im Rahmen der Modelle systematisierten methodischen und methodologischen Fragen und beschriebenen Lösungswege mit der eingangs aufgeworfenen Frage nach der Güte der Forschung zu konfrontieren. Damit fragen wir nach Potentialen für die Zukunft.

I.2 Rahmen

I.2.1 Zur Methodologie qualitativer Forschung

Wie die Güte der qualitativen Forschung sichern?

Jo Reichertz

„Die Erfahrung ist im Kurse gefallen. Und es sieht aus, als fiele sie weiter ins Bodenlose.“ (Benjamin 1977: 385)

1. Die Gewissheiten von heute sind die Irrtümer von morgen.

Es gehört schon ziemlich viel Optimismus, andere sagen: viel Ignoranz, dazu, zu erwarten, dass wir mit dem Wissen von heute (endlich) wissen, wie die (soziale) Welt beschaffen ist, nach welchen Regeln das Zusammenleben der Menschen funktioniert und wie wir diese Ordnung effektiv und angemessen erkennen können. Ohne Zweifel gilt: Was wir heute für richtig halten, unterscheidet sich wesentlich von dem, was wir gestern für richtig hielten. Und wir sind gewiss, dass wir auf den „Schultern von Riesen“ (Merton 1983) stehen, also weiter und besser sehen als die vor uns – und zwar nicht nur im Hinblick auf das Wissen von Welt, sondern auch im Hinblick auf das Wissen, wie man wissenschaftlich die Welt erforscht.

Wer sich allerdings der Geschichte der Wissenschaft zuwendet, den überkommt schnell ein grundsätzlicher Zweifel, da die Geschichte lehrt, dass die Gewissheiten von heute die Irrtümer von morgen sind: Jedes Wissen hat seine (Verfalls-)Geschichte und somit muss jedes Wissen auch historisch eingebettet werden. Das gilt auch für die qualitative/interpretative Sozialforschung¹, denn auch sie hat eine Geschichte und diese zeigt ihren steten Wandel. Noch mehr: Ihr (bisheriger) Erfolg beruht m.E. vor allem darauf, dass sie sich immer wieder *gewandelt* hat – in Bewegung geblieben ist.

1 Durchgängig verwende ich die Bezeichnung qualitative/interpretative Sozialforschung, weil im Diskursfeld einige Agierende deutliche Unterschiede zwischen der interpretativen und der qualitativen Sozialforschung sehen (z.B. Hitzler 2020), ich meine Bemerkungen jedoch auf beide beziehen möchte.

In der qualitativen/interpretativen Sozialforschung kommen und gehen Themen. Das gilt sowohl für die Methoden der *Datenerhebung* und *Datenauswertung* als auch für die *Theoriebildung* und das wissenschaftliche *Selbstverständnis*, also was Forschung bzw. was die gesellschaftliche Aufgabe der Forschenden sein sollte. Was gestern noch als zentral und selbstverständlich erachtet wurde, ist heute manchmal peripher, und das, was heute niemand nachfragt, wird morgen vielleicht hoch gehandelt werden. Es gibt also auch in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung Auf-und-Ab-Bewegungen – *Konjunkturen*. Wer jedoch von Konjunkturen spricht, behauptet implizit, dass Wissenschaftler*innen nicht langsam und beharrlich den gesellschaftlichen „Erkenntniskübel“ auffüllen (Popper 1974: 369ff.), also immer mehr Wissen erarbeiten, sondern wer von Konjunkturen spricht, spricht von einem Hin-und-Her des „Aufmerksamkeitsscheinwerfers“ wissenschaftlicher Forschung, spricht eher von *Paradigmenwechsel* (Kuhn 1976) als von *Erkenntnisfortschritt*.

Vorangetrieben und exekutiert werden die Konjunkturen von Handelnden, die (ihrem eigenen Verständnis nach) qualitative/interpretative Sozialforschung *betreiben* (Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Studierende, Institute), und von denen, die direkt oder indirekt von der qualitativen Sozialforschung *betroffen* sind (Beforschte, Auftraggebende, Studierende, Gesellschaft) und von denen, die sie *finanzieren* (DFG, Politik, Unternehmen, Stiftungen etc.). Durch die Interaktion und das kommunikative Wechselspiel dieser Agierenden gegeneinander und miteinander entstehen immer wieder neue Untersuchungsfelder, Interessenslagen, Konzepte und Praktiken qualitativer/interpretativer Sozialforschung und daraus Bewegungen, die manchmal lange, manchmal kurze Zeit überleben. Seit einigen Jahren befinden wir uns (wieder einmal) in einer Zeit des schnellen Wandels, vielleicht sogar eines *Umbruchs*.

Diese Bewegungen innerhalb der qualitativen/interpretativen Sozialforschung folgen (so scheint mir) *keiner* Entfaltungslogik, sie zielen also nicht auf einen festen Punkt, haben kein einheitliches Ziel im Auge. In diesen Bewegungen gibt es immer wieder Lücken, Widersprüche, Rücknahmen, Überschneidungen, Vermischungen, Selbsttäuschungen und Zufälle. Kleine Wellen sind in größere eingebettet, und diese wieder in ganz große. Zusammen bilden sie ein eigentümliches Geflecht von kleinen, mittleren und größeren Bewegungen, die einander durchdringen, aber auch beeinflussen, gerade wenn sie miteinander konkurrieren.

2. Das sich differenzierende Feld der qualitativen Sozialforschung

Was hat sich in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung Neues getan? Einerseits so der Befund auf den ersten Blick – nur wenig: sie hat sich gut entwickelt und ausdifferenziert und dabei eine vielfältige und fruchtbare Praxis entwickelt (Mey 2018b; Bethmann 2019). Das zeigen auch die zahlreichen, in der Regel gut verkauften Einführungen in die qualitative/interpretative Sozialforschung (Flick et al. 2005; Flick 2007; Forschauer/Lueger 2009; Lueger 2010; Bohnsack 2014; Pryborski/Wohlrab-Sahr 2014; Lamneck/Krell 2016; Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013; Rosenthal 2015; Reichertz 2016; Strübing 2018; Akremi et al. 2018; Baur/Blasius 2019; Donlic/Strasser 2020 – einen guten Überblick über die entsprechenden Methodenhandbücher findet man in Kunz 2018: 156ff.).

Einige Methoden haben sich etabliert, bestimmte Sichtweisen haben sich durchgesetzt und bestimmte Deutungen herrschen vor und über deren Einhaltung wachen auch die jeweiligen Erfinder*innen bzw. deren Schüler*innen – wenn auch mit nachlassendem Erfolg. Die Geschichte der qualitativen/interpretativen Sozialforschung ist also eine klare Erfolgsgeschichte – so scheint es auf den ersten Blick.

Andererseits hat sich, wenn man genauer hinschaut, ungefähr seit Beginn der 2000er Jahre sehr viel getan: Denn das Feld der qualitativen/interpretativen Sozialforschung hat sich in nur kurzer Zeit sehr stark ausdifferenziert – bedingt u.a. durch den *Generationenwechsel*, neue *Medien der Datenerhebung und Datenauswertung*, die *Datafizierung* fast aller Lebenswelten, neue *Theorieansätze* (innerhalb und außerhalb der qualitativen Sozialforschung), ein neues *Selbstverständnis* verbunden mit einem neuen Verständnis der Beforschten und die weitere *Internationalisierung* der Sozialforschung (ausführlich dazu Reichertz 2017; Schreier 2017).

Wurden bislang vor allem *Texte* als Ausdruck von kommunikativen Handlungen und subjektiven Deutungen von Welt und die (stillen wie bewegten) *Bilder* Gegenstand der Analyse, so ist die *aktuelle* Entwicklung der qualitativen/interpretativen Sozialforschung durch unterschiedliche, teils sich widersprechende, teils sich überschneidende Tendenzen gekennzeichnet: So werden zum Ersten mithilfe neuer Medien kommunikative Phänomene auf der *Mikro-* und *Nanoebene* mittels *Videos* und deren Analyse (Moritz 2014; Moritz/Corsten 2018) sichtbar, fixierbar und analysierbar (ausführlich dazu Reichertz 2016).

Zum Zweiten werden bei der Nutzung der neuen Medien (eigenständig) riesige Mengen von neuen und neuartigen Daten produziert (zur Besonderheit von *Big Data* siehe z.B. Reichert 2014; zum Prozess der *Datafizierung* siehe z.B. Breiter/Hepp 2018; Zuboff 2018). In einigen Handlungs-

feldern werden Daten automatisch mittels *Algorithmen* ausgewertet (zu einer solchen rechnerischen Konstruktion von Wirklichkeit siehe z.B. Seyfert/Roberge 2017) und niemand weiß so recht, wie man Algorithmen qualitativ oder gar interpretativ analysieren kann oder welche Daten man erheben sollte, um eine Theorie zu diesem Handlungsfeld konstruieren zu können oder ob man eine neue Form der Soziologie braucht (Seyfert 2019).

Zum Dritten werden neue *Gegenstände* wie Gerüche, Sounds, Stoffe, Berührungen, Atmosphären und Stimmungen als bedeutsam erkannt und untersucht (Kritzmöller 2015; Seyfert 2011; Sterne 2012). Zum Vierten erkundet man verstärkt die *Grenzen des Sozialen* und der *Kommunikation* (siehe Hitzler 2017, 2018; Lindemann 2002, 2009; Reichertz 2020b; Roth/Reichertz 2020). Zum Fünften interessieren sehr viel mehr als früher *Prozesse* und *übersituative* Entwicklungen (multisited ethnography, transequenzielle bzw. intersituationale Analyse, siehe Hirschauer 2014; Marcus 2016; Scheffer 2015; Keyser/Reichertz 2020). Und sechstens wird zunehmend der *Körper* als Mittel und als Gegenstand der Forschung genutzt:² Erfahrung schreibt sich in den *Körper* ein und der Körper wird genutzt, um bestimmte Erfahrungen zu machen (Wacquant 2010; Venkatesh 2015; Reichertz 2018, 2021).

Darüber hinaus lässt sich beobachten: Forschung wird (wieder) als *Kommunikation* mit den Beforschten angesehen (Breuer/Muckel/Dieris 2019; Bethmann 2019), weshalb einerseits ethische Verpflichtungen und Datenschutz gegenüber den Beforschten, andererseits aber die *Subjektivität* der Forschenden relevanter werden (Mruck /Breuer 2003; Roth/von Unger 2018). Forschung ist nicht mehr den Wissenschaftler*innen vorbehalten, sondern auch Künstler*innen sowie Privatunternehmen betreiben qualitative/interpretative Sozialforschung. Zudem werden immer öfter Nicht-Wissenschaftler*innen als *Ressource* für Forschung genutzt (Citizen Science, Crowd Science – siehe Franzen 2019). Relativ neu in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung ist, dass die Beobachteten selbst als eine Form von (notwendigen) *Experten*³ *kollaborativ* in die Forschung miteinbezogen werden (Markart 2017). Zudem fordert immer öfter die angemessene Analyse *interkultureller Daten* die qualitative/interpretative Sozial-

2 Natürlich ist der Körper/Leib in der Philosophie und der Soziologie schon lange Gegenstand der Forschung (Gugutzer 2004), aber in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung ist er erst seit ein paar Jahren als Gegenstand etabliert.

3 So fordert Christine Bryden, selbst seit Jahren mit der Diagnose ‚Demenz‘ lebend: „Nothing about us without us!“ (Bryden 2015).

forschung heraus (Otten et al. 2009; Roth 2018; Schittenhelm 2017; Reichertz 2020a).

Außerdem verwischen die Grenzen zwischen den Ansätzen und Genres immer mehr. Es gibt nicht nur *mixed methods* (Kuckartz 2014; Baur/Kuckartz/Kelle 2017), die sich gerne selbst als drittes Paradigma zwischen quantitativer und qualitativer Forschung feiern. Darüber hinaus findet sich seit einigen Jahren auch (als neues viertes Paradigma) ein buntes *cross over*: diejenigen, die Methoden betreiben oder nutzen, kreuzen sich vielfältig und gehen unterschiedlichen Koalitionen miteinander ein. Kunst, (ganzheitliche) Selbsterfahrung, (Self-)Empowerment und militanter Anstoß gesellschaftlicher Veränderungen mischen sich mit der Wissenschaft – z.B. in so unterschiedlichen Ansätzen wie *Artistic Research* (Tröndle/Warmers 2012), *Arts Based Research* (Barone/Eisner 2011), *Evocative Autoethnography* (Ellis/Bochner 2016), oder die *Collective Autoethnography* in den *Romantic Science* (Degen et al. 2019; vergleichbar auch Henshaw 2014; Elliott/Culhane 2017; Howes 2018) oder *Militant Research* (Juris 2007; Russell 2015).

Zu dem bunten *cross over* gehört auch, dass nicht mehr nur Menschen die Handlungsträger sozialen Geschehens sind, sondern auch *Dinge*, *Praktiken* und *Artefakte*, weshalb immer wieder nach deren Handlungs- und Kommunikationsmacht gefragt wird (Schäfer/Daniel/Hillebrandt 2015; Lueger/Froschauer 2018). Befeuert durch die *Praxistheorie* (Schatzki/Knorr-Cetina/von Savigny 2000), die *Akteur-Netzwerktheorie* (Latour 2010), die Vorstellungen des *Neomaterialismus* (Bennett 2010; Barad 2012) und des *Posthumanismus* (Haraway 2003; Wolfe 2010) wird eine neue *postqualitative research* (St. Pierre 2011) ausgerufen, welche in der Lage ist, die Grenzen einer an die menschlichen Kognitionen (bei Forschenden und Beforschten) gebundenen Forschung zu überwinden.

Last but not least: Bei der Präsentation von Forschungsergebnissen wird zunehmend mit *performativen* Formaten (Film, Theater, Malerei, Lyrik etc.) experimentiert⁴ – um nur die wichtigsten Entwicklungen zu nennen (siehe auch Jones et al. 2009; Schreier 2017; Mey 2011, 2018a, 2020).

Um dieses und vieles andere mehr zu erfassen und zu analysieren, werden neue Methoden geboren, oft im Monatstakt. Das hat zu einer (neuen) Unübersichtlichkeit geführt, die besonders dann augenfällig wird, wenn man an Veranstaltungen wie dem *Berliner Methodentreffen* teilnimmt, oder wenn man die zentrale Online-Zeitschrift für qualitative Sozialforschung,

4 Und manchmal muss man auch zu Hause mitmachen, um den richtigen Zugang zum Geschriebenen zu verstehen – wie in den *Stretching Exercises* von Valerie Janesick (2015), das im Jahr 2015 in der vierten Auflage erschienen ist.

das Forum Qualitative Sozialforschung (FQS), aufruft und die letzten Jahrgänge Revue passieren lässt. Deshalb kann man mit guten Gründen sagen, dass wir gerade *Zeugen* und *Gestalter* und *Erzähler* eines tiefgreifenden Wandels der qualitativen/interpretativen Forschung sind.

Jeder Modus der Weltzuwendung kann Gegenstand qualitativer/interpretativer Forschung werden, zudem jede Form des Spiels auf Vorder- und Hinterbühnen. Längst wird nicht nur das Spiel für das öffentliche Publikum untersucht, sondern auch das Spiel auf der Hinterbühne. Da es selbst auf der Hinterbühne noch weitere Hinterbühnen gibt, wird ein Vorhang nach dem anderen gelüftet. Die aus meiner Sicht relevante Fragestellung ist, wann man den letzten Vorhang gelüftet hat, wann alle relevanten Größen und Modalitäten entdeckt und beschrieben wurden, wann endlich die Gesamtheit sozialer Interaktion erfasst, fixiert und analysiert ist, oder ob dieser Prozess nicht abschließbar ist.

3. *Multi-Kultur in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung?*

Sowohl die Theorie als auch die Praxis qualitativer/interpretativer Sozialforschung haben sich (auch wegen des anhaltenden Erfolgs dieser Art der empirischen Sozialforschung in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft) also so stark ausdifferenziert, dass deren gemeinsame theoretische wie methodische Prämissen oft nicht mehr sichtbar werden⁵ – weshalb es teils hitzige Debatten darüber gibt, was sich „qualitativ“ nennen darf und was nicht. Einige fordern mehr Abgrenzung und Ausgrenzung, andere verurteilen eine solche Monokultur (Bourdieu verurteilt dies als einen „methodologischen Monotheismus“ – Bourdieu 1996: 260) und fordern einen *methodischen Multikulturalismus*.

In den *terms* der Religionssoziologie könnte man zugespitzt formulieren, dass der im Feld der qualitativen Methoden anfangs vorherrschende *Polytheismus* einem *Pantheismus* gewichen ist. Alle Methoden sind gleich würdig – wenn auch für andere Ziele und Personen. Niemand hat in diesem Feld mehr das letzte Wort, niemand kann einen Schlusstrich ziehen, die Debatte im Feld prozessiert (endlos) weiter und führt zu weiterer Differenzierung (siehe auch Reichertz 2019). In einer anderen, deutlich säkula-

5 Beispielhaft für die Ethnographie: die Spannweite von einer ganzheitlichen, kreativen Ethnographie (Elliott/Culhane 2017) bis hin zur *Militant Research* (Juris 2007; Russell 2015); für die Inhaltsanalyse siehe Schreier et al. 2020, für die Hermeneutische Wissenssoziologie siehe Hitzler/Reichertz/Schröer 2020).

risierteren Metaphorik wird von *Polygamie* und *Monogamie* gesprochen und zu einer lustvollen Polygamie ermuntert (vgl. Bethmann 2019). Das wird in der Debatte darüber, was qualitative/interpretative Sozialforschung ausmacht, welche Methoden erlaubt oder zielführend sind, deutlich (Flick 2014, 2016; Hitzler 2016; Mey 2016, 2018a und b; Reichertz 2017, 2019; Strübing 2017; Strübing et al. 2018, 2019; Eisewicht/Grenz 2018; Baur/Knoblach 2018).⁶

Angesichts dieser unübersichtlichen Lage sprechen einige (meist ältere und männliche) qualitativ/interpretativ Forschende einigen neuen Methoden die Existenzberechtigung ab. Die neuen Methoden seien ohne Fundament, was heißt: ohne Theorie und Methodologie. Im Namen der *Gütesicherung* von wissenschaftlicher Forschung müsse man sich von den neuen ad-hoc-Methoden fernhalten und die alten Methoden weiterentwickeln. Andere im Feld – meist die so Gelabelten –, weisen solche Versuche zurück, bezeichnen die Kritiker als *Methodenpolizei* (siehe u.a. Weyand 2007, aber auch die umfangreiche Diskussion im Anschluss an Reichertz 2007 in *Erwägen, Wissen, Ethik* 2007, Heft 2: 208–276) und fordern die bedingungslose Anerkennung neuer Methoden. Methoden sollten, so ein oft gehörtes

6 Es ist nun keinesfalls eine Geschmacksfrage, ob man methodenmonistisch oder methodenplural vorgeht, denn bei näherer Betrachtung zeigt sich ein grundsätzliches Problem dahinter: Methodenmonistische Positionen gehen nämlich davon aus, dass die eigene Methode ‚besser‘ sei als andere, tiefgründiger die Wirklichkeit erhellen könne, somit ‚wahrer‘ als andere sei. Die Kritik an solchen methodenmonistischen Positionen könnte man erst einmal verstehen als den Versuch, neue und alternative Methoden zu nutzen, die ebenfalls den Anspruch haben, etwas ‚besser‘ zu können. Und einige Ansätze, insbesondere solche, die mit den Konzepten der *Triangulation* oder *Mixed Methods* argumentieren, behaupten in der Tat, dass das Zusammenwirken verschiedener Methoden mehr von der Wirklichkeit zeige, andere Elemente oder weitere Dimensionen, dass man also aus verschiedenen Blickwinkeln mehr über den Gegenstand erfährt, dass also der Methodenpluralismus ein guter Weg zu mehr, weil besseren Erkenntnis sei. Methodenplurale Ansätze können darüber hinaus jedoch auch die grundsätzliche Möglichkeit von Erkenntnis infrage stellen. Ihr Argument: das Denken in Alternativen bringt *mehr Ideen* in die Welt bringt, produziert mehr Sichtweisen, eröffnet mehr Perspektiven. Im Kern wird hier sehr konstruktivistisch argumentiert, wird doch nicht darauf abzielt, die Wirklichkeit aufzuhellen, sondern die *Interpretationen* der Wirklichkeit durch Menschen zu *vermehrten*. Denkt man diese Position zu Ende, dann kann auch gänzlich auf Empirie verzichtet werden. Stattdessen könnte man aufgrund von Sekundäranalysen oder Gedankenspielen und unter Berücksichtigung aller Quellen und Daten das Vermögen zur Assoziation füttern, um auf diese Weise vielfältige und innovative Konzepte und Ideen zu produzieren. Diese Methode, für die Methoden und Daten nicht so wichtig sind, setzt mehr auf die Kreativität der wissenschaftlichen Autorinnen und Autoren.

Argument, immer auch *zeitgemäß* sein, sollten die *kulturelle Vielfalt der Forschenden* berücksichtigen und zunehmend: Sie sollten auch dem Wort *der Beforschten* mehr Gewicht einräumen.

Wissenschafts- und wissenssoziologisch erkennt man in der Debatte um Methodenpolizei und Gültigkeit einen rituellen Kampf zweier Konkurrenten auf dem gleichen Markt – nicht nur um Anerkennung, sondern auch um Gewinne aller Art. Will man die Debatte fruchtbar machen, dann ist es m.E. sinnvoll, zurückzutreten und sich das gesamte Feld der qualitativ/interpretativ Forschenden noch einmal näher anzuschauen. Natürlich geht es dort immer auch um symbolische Kämpfe, aber eben nicht *nur* und oft noch nicht einmal *hauptsächlich*. Es geht auch um den Willen zum Wissen – also um eine suchende, getriebene und treibende Innerlichkeit, deren Ziel die als ‚Wissen‘ erlebte *Einsicht* ist. Es geht der Wissenschaft und auch den Wissenschaftler*innen vor allem um die Lösung von Rätseln.

Die m.E. zentrale Frage ist, ob qualitative/interpretative Sozialforschung so eine Art geistige *Ingenieurwissenschaft* ist, so eine Art *Rechtschreibung*, die, wenn auch kompliziert, *lehrbar* und *eingrenzbare* ist. Gibt es überhaupt wirklich überprüfbare, erlernbare bzw. lehrbare Methoden, gibt es eine Art methodisch-methodologische Professionalisierung? Von der Sache her scheint mir (fast) jede qualitative/interpretative Methode weder Technik noch Handwerk noch Kunst zu sein. Wegen der prinzipiellen Kontextsensitivität und Fallspezifität des Forschens ist eine Operationalisierung, also die vollständige Angabe der einzelnen Schritte, nicht möglich: was jeweils wann wie gedeutet werden kann, hängt immer vom Kontext und der Entwicklung des Falles ab. Deshalb kann es auch keine exakte Beschreibung des „richtigen“ Forschens geben⁷. Daher ist jede Art sozialwissenschaftlichen Forschens und Deutens eine Art *Kunstlehre*.

Will man z.B. allein durch die Lektüre entsprechender Methodenbücher eine bestimmte Praktik des Forschens (Daten erheben, fixieren, auswerten/interpretieren) erlernen, so hat man schnell ein massives Problem: Da Methoden nie vollständig (also restlos) beschrieben werden können, ist das Erlernen von Forschungspraktiken zu vergleichen mit dem Erlernen von bestimmten Tänzen. Auch Tänze kann man nicht vom Blatt lernen. Da helfen weder extrem gute Beschreibungen noch auf Papier gedruckte Tanzschritte, die man auf dem Boden auslegen und dann ‚betanzen‘ kann.

7 Aus gutem Grund hat die *Hermeneutische Wissenssoziologie* keine exakte Methode und klaren Regeln entwickelt, sondern nur eine Art Fragerichtung, die viele Methoden (Sequenzanalyse, Grounded Theory, Diskursanalyse, Inhaltsanalyse etc.) zulässt.

Versucht man es dennoch, folgt notwendigerweise daraus, dass neue Varianten der Interpretationspraktik wachsen, die meist mit der in Anspruch genommenen Methode nichts oder nur wenig zu tun haben.

Der zweite Weg, das Interpretieren praktisch zu erlernen, und dies dürfte der Normalfall sein, besteht im wiederholten praktischen Mitmachen – entweder in einer Art Meister-Lehrling-Beziehung oder aber in einer Interpretationsgruppe.

In beiden Fällen findet die Unterweisung in der Regel *mündlich* und meist *en passant* statt. Insofern ergibt sich das Erlernen einer Forschungspraxis immer aus dem „Abgucken“ bei anderen: Man schaut und hört, wie die anderen Erfahren(er)en es machen, und imitiert anfangs sehr stark. Später erprobt man schrittweise das Gehörte und wird immer wieder (meist implizit) korrigiert. Diese Sozialisierung des praktischen Tuns im Rahmen einer Denk- und Interpretationsschule wird zwar durch bestimmte explizite Imperative strukturiert („Bilde möglichst viele Lesarten! Interpretiere Sequenzen! Entwickle alternative Lesarten!“ usw.), sie ist aber im Kern nicht systematisierbar. Weil also die Praktiken des Forschens und Interpretierens immer auch auf sozial erworbenen Praktiken beruhen und diese notwendigerweise beinhalten, sollte Forschung nicht nur in einer Gruppe *erlernt* werden, sondern immer auch in einer Gruppe *ausgeübt* werden (siehe Reichertz 2013).

4. Was verbindet die einzelnen Methoden?

Bei allen Unterschieden, die innerhalb des Methodenarsenals der qualitativen/interpretativen Sozialforschung bestehen, sollte man nicht das vergessen, was sie verbindet und den Unterschied zu anderen Methoden ausmacht. Vor diesem Hintergrund, nämlich der Betrachtung der qualitativen Methoden von außen, sieht man sehr viel mehr das Einende als das Trennende.

Erst einmal ist ganz wesentlich: Alle Methoden der qualitativen/interpretativen Sozialforschung teilen ein grundsätzliches Verständnis von Empirie, das darin besteht, davon auszugehen, dass es „dort draußen“ eine ‚wirkliche Wirklichkeit‘ gibt, die man nicht beliebig konstruieren kann, sondern dass diese Wirklichkeit „dort draußen“ Widerständigkeiten aufweist und auch faktische Besonderheiten, die man nur dann entdecken kann, wenn man sie mithilfe von Sinnesorganen beobachtet und mithilfe bestimmter (hermeneutischer) Verfahren analysiert und zu theoretischen Sätzen verdichtet. Egal wie konstruktivistisch man auch argumentieren will, sobald man Empirie betreibt, geht man davon aus, dass man zumin-

dest einen Zipfel dieser Wirklichkeit erkennen und mehr oder weniger angemessen in Sätze umwandeln kann, die in irgendeiner Weise für die Praxis nützlich sind. Die Wirklichkeit ist also „dort draußen“ und wir müssen uns mit unseren Sinnen dieser Wirklichkeit zuwenden und dann mithilfe von Verstandesoperationen und Kommunikation daraus nützliche Theorien bauen. Das ist die erste große Gemeinsamkeit.

Die zweite große Gemeinsamkeit besteht darin, dass man diese Wirklichkeit nicht passiv auf sich wirken lässt, um dann an sich selbst und in sich selbst diese Wirklichkeit zu erkennen, sondern wir greifen aktiv in diese Wirklichkeit ein, suchen sie auf, setzen uns ihr aus und schaffen auf diese Weise Daten. Es geht also keinesfalls darum, wissenschaftliche Forschung als passives Vernehmen der Wirklichkeit durch Kontemplation zu entwerfen, sondern wissenschaftliches Forschen ist Erkennen durch Handeln.

Die dritte Gemeinsamkeit besteht darin, dass es nicht mehr nur darum geht, in irgendeiner Weise dem *Wesen der Dinge* nahe zu kommen, der Besonderheit des Seins, des Werdens und des Nichts auf die Spur zu kommen, sondern es geht darum, Verhaltensmuster und Regeln zu ermitteln, nach denen die Menschen und ihre Institutionen zumindest für eine gewisse Zeit agieren, und diese Gesetzmäßigkeiten theoretisch verstehbar zu machen.

Die vierte oft übersehene, auf das Thomas-Theorem zurückgehende Gemeinsamkeit ist der feste Glaube, dass menschliche Akteure das Alpha und Omega jeder qualitativen/interpretativen Sozialforschung sind. Thomas Scheffer hat diese Sicht *methodologischer Individualismus* genannt und ihm eine zentrale Rolle zugewiesen (siehe auch Seyfert 2019: 20ff.):

„Ich würde behaupten, dass der Durchmarsch des methodologischen Individualismus – also von allen solchen Ansätzen, die das Individuum mit seinen Handlungen und Haltungen zum natürlichen Ausgangspunkt erklären – sehr viel prägender ist. Die finden hier eine Hegemonie, die über Lagergrenzen hinweg gar nicht mehr infrage gestellt wird“ (Scheffer 2015).

Und es gibt noch eine fünfte Gemeinsamkeit, wenn ich das richtig sehe: Diese Verhaltensmuster und Regeln gelten nicht universell, sie determinieren nicht den Menschen und sein Handeln, sondern sie öffnen oder schließen Handlungsoptionen. Sie sind von früheren Generationen erzeugt und

mit einem Imperativ versehen überliefert, stehen aber in jedem Augenblick immer wieder neu zur Disposition, verändern sich somit laufend⁸.

Qualitative/interpretative Sozialforschung ist also immer *Wirklichkeitswissenschaft*. Sie rechtfertigt ihre Ergebnisse stets damit, dass sie die *aktuelle Wirklichkeit* mithilfe der (manchmal auch medial verstärkten) *menschlichen Sinnesapparatur* untersucht und dann nach bestimmten *Standards* auswertet. Die gedanklichen Operationen, die sie dabei einsetzt, sind Induktion, Deduktion und manchmal auch die Abduktion (Reichertz 2013; Bethmann 2019). An der Passung zu den Daten haben sich diese gedanklichen Operationen zuerst zu bewähren; später dann an der Wirklichkeit. Wer glaubt, die Sozialwissenschaft und vor allem die qualitativ/interpretativ vorgehende, brauche keine (in der Vergangenheit bewährte) Methoden, sondern jeder könne nach eigenem Gutdünken neue Methoden entwickeln und einsetzen, der benötigt auch keine Empirie, der kann auch das Versmaß oder den Endreim als Kriterium für gute Wissenschaft nehmen.

5. *Nicht alles, was neu und originell ist, ist auch fruchtbar und wertvoll.*

Ohne Zweifel hat sich die soziale Welt verändert oder besser: Sie verändert sich ständig. Und ohne Zweifel kann man die Ansicht vertreten, dass angesichts einer gewandelten Welt neue Methoden „her müssen“. Das ist ebenfalls unstrittig. Aber die Forderung, neue Wege zur Entdeckung und Vermessung der Gesellschaft zu finden ist nicht ohne Gefahr – insbesondere wenn sie jenen abverlangt wird, die sich noch für die Forschung qualifizieren (müssen) oder es gerade erst erfolgreich getan haben. Denn die grundsätzliche Forderung nach dem Primat des Neuen würde auch bedeuten, von den „Schultern der Riesen“ (Merton 1983) hinabzusteigen und erneut unten anzufangen. Einmal abgestiegen könnte man die so erreichte „Nai-vität und Dummheit“ (Hitzler 1991)⁹ zwar als besonders gute Vorausset-

8 Feyerabend kritisiert die Philosophie und die Rationalisten, die keine Forschung betreiben, und die meinen, die Forschung müsse sich nach der Vernunft richten. Wie auch Wittgenstein macht er darauf aufmerksam, dass die Natur nicht *zwanghaft* einem bestimmten Gesetz folgt, sondern dass (wenn überhaupt) allein die *Logik* zwingend ist. Die (soziale) Wirklichkeit produziert immer wieder Ausnahmen und Neues. Deshalb kann es für sie keine Regeln geben, die ausnahmslos gelten.

9 In seinem Artikel hat Ronald Hitzler ausdrücklich von der „künstlichen Dummheit“ gesprochen, nicht von der *tatsächlichen* (Hitzler 1991). Künstliche Dummheit weiß viel, weil sie sich vorher umfassend informiert hat, klammert aber die Gültigkeit dieses Wissens aus und bleibt so offen für Altes und Neues (siehe auch Reichertz 2016).

zung für Forschung ausflaggen, aber wie überzeugend wäre das? Wer die Kuckucksuhr erneut erfindet, hat zwar Kreativität gezeigt, aber sie zugleich vergeudet.

Zudem: Wer sagt, die alten Methoden müssten erst gar nicht mehr zur Kenntnis genommen und schon gar nicht mehr beherrscht werden, sondern die These vertritt, jeder könne mit ein bisschen Mut, gutem Willen und Optimismus schon wissenschaftliche Forschung betreiben, er müsse sich halt nur trauen, der gleicht einem Skilehrer, der seinem Schüler, kaum dass er liften kann, auf die Spitze eines Berges führt, und ihm angesichts einer schwarzen Liste den guten Rat mit auf den Weg gibt, es einfach mal kreativ zu probieren (Blumer 2013; Elliott/Culhane 2017; Bude/Dellwing 2013) – die überkommenen Regeln, wie man sein Tempo kontrolliert und Kurven und Buckel meistert, das seien alte Regeln, an die sich Skiprofis sowieso nicht halten würden. Wer dies seinen Schüler*innen mit auf den Weg gibt, der bringt sie m.E. in Gefahr. Ich zumindest hätte von meinem ersten Skilehrer einen anderen Rat erwartet.

Wissenschaftliche Forschung ist kein einfaches Handwerk. Auch wenn die Neugierde den Menschen von Natur aus mitgegeben ist, so ist es die Methode, diese Neugierde zu stillen, gerade nicht. Wie gut zu forschen ist, lernt man auch nicht in der Schule. Wenn man Glück hat, erhält man während des Studiums einen ersten Einblick in die Grundlagen. Wie man (gut) forscht, das lernt man, wenn man selbst Forschung betreibt: erst in Projekten, die andere verantworten, dann in Projekten, die man selbst entwickelt und umgesetzt hat. Mit jedem Projekt lernt man nicht nur mehr über die untersuchten Gegenstände, sondern auch über die Möglichkeiten guter Forschung. Deshalb hat man nie wirklich ausgeleitet, sondern ist immer auf dem Weg.¹⁰

10 Vgl. auch die sehr überzeugende Studie von Dreyfus & Dreyfus 1987. Sie haben den m.E. gut begründeten Vorschlag gemacht, bei dem Erlernen von komplexen Fertigkeiten, und dazu zählt auch das wissenschaftliche Forschen, insgesamt fünf Stufen zu unterscheiden: So lernt der *Anfänger*, relevante Muster zu erkennen und kontextunabhängige Regeln anzuwenden, der *fortgeschrittene Anfänger* hat bereits eigene Erfahrungen erworben und vermag es, situationsspezifische von kontextfreien Regeln zu unterscheiden. Auf Stufe 3 ist der *Kompetente* in der Lage, erlernte oder eigene hierarchisch geordnete Entscheidungsprozeduren anzuwenden, während der *Gewandte* über ein intuitives Know-how verfügt, wie er welche Regeln wann anzuwenden hat. „Das Können des Experten ist [dagegen] so sehr Teil seiner Person geworden, daß er sich dessen nicht bewußter sein muß als seines Körpers.“ (Dreyfus/Dreyfus 1987: 54) Experten zeichnen sich nicht durch strikte Regelbefolgung aus, sondern durch begründete Abweichung von der Re-

Dies zeigt aus meiner Sicht sehr gut, dass die Berechtigung der Aufforderung, neue kreative Methoden zu finden und anzuwenden, auch davon abhängt, *an wen* die Aufforderung gerichtet ist – an Beginner oder an Erfahrene. Erfahrene können mit dem, was sie können, experimentieren, sie machen nicht etwas ins Blaue hinein, sondern wer experimentiert, arbeitet mit dem In-Erfahrung-Gebrachtem und schaut, was man noch in Erfahrung bringen kann. Ich verstehe Experimentierfreudigkeit als die Freude daran, mit dem, was man kann, herum zu experimentieren, zu spielen. Es ist die Kür nach der Pflicht.

Die nächste Frage ist, ob neue Methoden nun notwendigerweise zu wahren Erkenntnissen führen und alte Methoden nur zu alten Erkenntnissen? Unstrittig ist, dass nicht nur alte Methoden zu neuen Erkenntnissen führen, sondern auch, und das hat die Wissenschaftsgeschichte deutlich gezeigt (vgl. Feyerabend 1976; Kuhn 1976), dass man manchmal nur Neues entdecken kann, wenn man neue Methoden entwickelt. Wer z.B. der Meinung ist, dass menschliches Handeln durch sein *Schicksal* bestimmt ist, und nicht durch den Willen und das Handeln der Menschen, wird nicht nach deren subjektiven Ansichten fragen, will er etwas über die Ursachen des Handelns wissen. Hier müsste man Ausschau halten nach neuen Methoden, mit denen das, was als *Schicksal* gemeint ist, erfassbar gemacht werden kann. Unstrittig ist also, dass es immer wieder neue Methoden braucht. Methoden können, völlig unabhängig davon, wie nützlich sie in Hinsicht auf bestimmte Probleme sind aber auch das Aufkommen neuer Ideen verhindern. Darin gleichen sich Theorien und Kulturen. Auch sie neigen dazu, das Bekannte eher zu festigen denn zu zerstören.

Dennoch kann man daraus nicht folgern, dass neue Methoden wirklich neues Wissen, das zugleich fruchtbar ist, generieren kann. Eine Schildkröte zu befragen, wer im nächsten Jahr Fußballweltmeister wird ist vielleicht eine neue Methode, jedoch keine besonders fruchtbare. Ebenso wenig, wenn man der Gebärdensprache Gehörloser mit dem Tonbandgerät zu Leibe rückt. Immer kommt es auf die *Gegenstandsangemessenheit* der Methoden an (vgl. Strübing et al. 2018). Das ist ebenfalls völlig unstrittig.

Um den Gegenstand angemessen methodisch erfassen und fixieren zu können, muss man einerseits viel über die Welt wissen, also viele Theorien kennen, und man muss viel über Methoden wissen, also sehr viele Methoden kennen. Die Antwort auf die Frage nach den angemessenen Methoden kann also nicht lauten: „Mach etwas, was neu ist.“ sondern: „Setze dich

gel im Einzelfall. Experte wird man also nur durch vielfache Übung, wiederholte Reflexion und die Bereitschaft, stets Neues lernen zu wollen.

mit einem Gegenstand auseinander, vermehre dein Wissen um Theorien und Methoden und versuche dann eine Methode zu finden bzw. eine alte abzuwandeln, sodass sie dem Gegenstand gerecht wird.“

Allgemeine Lehrmeinungen, die verbindlich sein sollen, schaden meist – vor allem wenn sie mit erhobenem Zeigefinger, untermalt mit ein paar Zitaten der Klassiker, daherkommen. Manchmal sind sie eher hinderlich als produktiv. Will man wissen, wie man bestimmte Daten im Hinblick auf eine bestimmte Fragestellung auswerten soll, dann kann man in etwa so vorgehen: Die besonderen Umstände der Forschung sind ebenso zu berücksichtigen wie die Besonderheit der Untersuchten und die der Untersuchenden, die aktuelle Lage der Literatur zum Gegenstand, aber auch zur Methode und Methodologie – ansonsten hat man seine Skepsis zu bewahren, selbst oder besser: gerade dann, wenn man eine Lösung gefunden hat, die verspricht, ein allgemeiner Grundsatz zu sein.

Es geht nämlich *nicht* alles in der wissenschaftlichen Forschung, sofern man bei der Vorstellung bleibt, dass die Empirie, also die genaue Beobachtung und Vermessung der Wirklichkeit, dabei hilfreich ist, diese Wirklichkeit besser zu verstehen. Empirische Wissenschaft vertraut auf zwei Erkenntnisquellen: die Sinne und die Vernunft, also die Beobachtung und deren vernünftige Analyse (Methode). Wenn man diese Position allerdings aufgibt und in anderen Modi der Weltzuwendung Vorteile sieht (Meditation, Poesie, Kunst), dann öffnet sich ein weiteres Feld für Methoden. Aber auch dieses Feld ist nicht unbegrenzt.

Schlussendlich steht hinter allen Erkenntnissen auch noch die *Bewährung*, will heißen, das methodisch Produzierte muss seine Fruchtbarkeit in der Handhabung der Wirklichkeit, in der Lösung von Problemen beweisen. Kurz: Es geht nicht um die Neuigkeit von Methoden, es geht nicht darum, ob Katzen grau, rot, quantitativ, qualitativ oder interpretativ arbeiten. Es geht allein darum, ob Katzen Mäuse fangen, also Methoden fruchtbare Ergebnisse produzieren. Das allein zählt. Oft ist es sinnvoll, dabei *out of the box* zu denken, also außerhalb der herrschenden wissenschaftlichen Vorstellungen. Damit verschiebt man jedoch nur die Grenzen, gibt sie jedoch nicht auf, sondern hat danach nur eine andere Box.

Manchmal ist es gut, die Wurzeln zu vergessen, die einen mit der Vergangenheit des eigenen Faches und der eigenen Vergangenheit verbinden und radikal neu zu denken. Aber der Trick ist nicht, irgendetwas zu erforschen und es auf eine Weise zu tun, die bisher noch niemand versucht hat. Der Trick ist, aus *guten Gründen* etwas anderes zu tun. Und gute Gründe hat man nur, kann man nur haben, wenn man die Leistungen und die Schwächen des bereits Vorliegenden sehr gut kennt. Je mehr und je besser man das Alte kennt (also die vorliegenden Theorien zum untersuchten Ge-

genstand und der eingesetzten Methode), desto besser kann man das Neue finden.

Deshalb macht es Sinn, das bereits Vorliegende nicht nur zu studieren, sondern auch zu *beherrschen*. Man muss erst, um mit Wittgenstein (1976 [1959]) zu sprechen¹¹, die Leiter hochklettern. Wenn man aber oben ist, sieht man vielleicht, dass man die Leiter (prinzipiell) nicht benötigt, dass die Leiter sogar das eigentliche Problem ist. Dann kann man sie mit guten Gründen wegwerfen. Wer aber erst gar nicht hochklettert, wird auch nicht sehen können, weshalb man die Leiter nicht benötigt.

Deshalb sollte Wissenschaft, gerade weil sie an der Entdeckung des Neuen und einer neuen, reflexiv gewordenen Welt interessiert ist und weil Wissenschaft meist auch Folgen hat, die folgenreich sind, darauf bestehen, dass auch die bereits vorliegenden Methoden zu erlernen und anzuwenden sind. Zugleich sollte sie darauf bestehen, die bereits vorliegenden Methoden *nicht zu ernst zu nehmen* und die Güte einer Forschung nicht allein von der Güte der Methoden abhängig zu machen. Nimmt man die vorgebrachten Überlegungen zu Herzen, dann gilt für die Frage nach den guten Methoden nicht ein strenges Entweder-Oder, sondern ein fröhliches und informiertes ‚Sowohl-als-Auch‘: sowohl die vorliegenden Methoden sind zu kennen als auch neue zu entwickeln!

Jedoch sollte Kreativität nicht auf einer ungerichteten Neuheit bestehen, die etwas *anders* macht, weil es vor allem wichtig ist, etwas *anders* zu machen. Das (neue) Anderssein ist nur dann sinnvoll, wenn es darum geht, ein angestrebtes *Ziel* zu erreichen, ein Rätsel zu lösen, somit etwas *besser* zu machen als zuvor, etwas besser zu machen als die, die mit herkömmlichen Methoden und Theorien arbeiten – und das muss begründbar sein.

6. Forschung betreiben heißt Rätsel lösen.

Doch was bedeutet, und das ist die Gretchenfrage, in diesem Zusammenhang eigentlich *besser*? Näher an der Wahrheit? Stößt auf mehr Zustimmung? Ist origineller? Ist schöner geschrieben? Ist vernünftiger? Ist mit der

11 „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinweggestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist)“ (Wittgenstein 1976 [1959], 6.54: 115).

Lehrmeinung oder einem religiösen Glauben gut vereinbar? Ist von einem besonders hellstichtigen Geist erkannt?

Reicht es, wenn und dass Theorien und Methoden *kreativ und zeitgemäß sind*? So wichtig beides ist, kann deren Betonung auch missverstanden werden. Ich glaube nämlich nicht, dass Methoden vor allem kreativ und modern sein sollten, sondern ich glaube daran, dass Methoden im Hinblick auf das, was sie leisten sollen, *gut sein sollen* – was heißt, dass die Ergebnisse *nachvollziehbar und überzeugend* sind, was auch heißt, dass sie bis zu einem gewissen Maß methodisiert sind. Der gute Einfall reicht aus meiner Sicht noch nicht. Der zentrale Punkt ist also nicht das *Mehr* sehen, sondern die *Zustimmung* der Anderen zu den Ergebnissen der Forschung. In den Augen der Anderen muss sich das *Mehr zeigen*. Wer nachvollziehbar mehr erklären kann, hat also mehr recht. Die Forschung wie die Ergebnisse müssen sich in einem Diskurs bewähren, in dem die Daten und die Methoden der Datenauswertung offengelegt werden, und in dem derjenige mehr recht hat, der plausibel (und akzeptiert) mehr *erklären* kann.

Der *Erklärungs Wert* ist der entscheidende Punkt, nicht die Einhaltung der Methode und noch weniger die Hellsichtigkeit von Forschenden.

Sicherlich brauchen wir angesichts einer geänderten Welt und einer geänderten Wissenschaft neue Theorien und neue Methoden und wir müssen experimentieren und die Soziologie und ihre Methoden säkularisieren. Aber die Säkularisierung ist nur dann fruchtbar, wenn die neuen Methoden und Theorien etwas besser machen, also alte Rätsel besser lösen können, als die alten Theorien und Methoden – oder wenn sie *neue* Rätsel entdecken und vielleicht sogar lösen können. Getrieben wird der Wandel dabei nicht oder nicht allein von der Subjektivität der Forschenden, sondern von dem Diskurs darüber, was Probleme sind und was die rechten Wege sind, diese Probleme zu lösen. Oder anders formuliert: Es kann in der Wissenschaft nicht darum gehen, zu fordern, möglichst viele Perspektiven und Ansätze blühen zu lassen, sodass eine Vielfalt und Buntheit entsteht, sondern aus meiner Sicht kann es bei Wissenschaft nur darum gehen, neue Verfahren zu finden und zu erproben, die den Gegenstand wirklich aufklären und somit auch den Kick an der Forschung und ihrem Gegenstand erhalten.

Eine handlungsorientierende Maxime forscherschen Handelns könnte somit so lauten:

„Diejenigen, die ihre Forschung so anlegen, dass (a) ihre Ergebnisse auf empirischer Forschung beruhen, die für andere nachvollziehbarer ist, und (b) die nicht Oberflächenphänomene verdoppeln, sondern hinter die Fassade

*schauen und (c) anderen Wissenschaftler*innen zeigen können, dass ihre Ergebnisse mehr Rätsel lösen als die anderer, die haben mehr recht.“*

Literatur:

- Akremiti, Leila/Baur, Nina/Knoblauch, Hubert/Traue, Boris (Hrsg.) (2018): Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim: Juventa.
- Barad, Karen (2012): Agentieller Realismus. Berlin: Suhrkamp.
- Barone, Tom/Eisner, Elliot W. (2011): Arts based research. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Baur, Nina/Kuckartz, Udo/Kelle, Udo (2017): Mixed Methods (= Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 57). Wiesbaden: VS Verlag.
- Baur, Nina/Knoblauch, Hubert (2018): Die Interpretativität der Quantitativen. In: Soziologie 47(4), S. 439–461.
- Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.) (2019): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer.
- Bennett, Jane (2010): Vibrant Matter. Durham/London: Duke University Press.
- Benjamin, Walter (1977): Illuminationen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bethmann, Stephanie (2019): Methoden als Problemlöser. Weinheim: Juventa.
- Blumer, Herbert (2013): Symbolischer Interaktionismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bohnsack, Ralf (2014): Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden. Opladen: Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.) (2018): Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung. Opladen: Barbara Budrich.
- Bourdieu, Pierre (1996): Die Praxis der reflexiven Anthropologie. In: Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic: Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 251–294.
- Breiter, Andreas/Hepp, Andreas (2018): Die Komplexität der Datafizierung: zur Herausforderung, digitale Spuren in ihrem Kontext zu analysieren. In: Katzenbach, Christian/Pentzold, Christian/Kannengießer, Sigrid/Adolf, Marian/Taddicken, Monika (Hrsg.): Neue Komplexitäten für Kommunikationsforschung und Medienanalyse. Berlin: Böhland/Schremmer Verlag, S. 27–48.
- Breuer, Franz / Muckel, Petra / Dieris, Barbara (2019): Reflexive Grounded Theory. Wiesbaden: Springer VS
- Bryden, Christine (2015): „Nothing about us without us!“ Jessica Kingsley Publishers: London.
- Bude, Heinz/Dellwing, Michael (2013): Einleitung: Blumers Rebellion 2.0. Eine Wissenschaft der Interpretation. In: Blumer, Herbert: Symbolischer Interaktionismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7–26.

- Degen, Johanna/Rhodes, Paul/Simpson, Scott/Quinnell, Rosanne (2019): Humboldt, Romantic Science and Ecocide: A Walk in the Woods. In: *Human Arena* 12, DOI: 10.1007/s42087-020-00105-x.
- Donlic, Jasmin/Strasser, Irene (Hrsg.) (2020): *Gegenstand und Methoden qualitativer Sozialforschung*. Opladen. Barbara Budrich.
- Eisewicht, Paul/Grenz, Tilo (2018): Die (Un)Möglichkeit allgemeiner Gütekriterien in der Qualitativen Forschung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 47(5), S. 364–373.
- Elliott, Denielle/Culhane, Dara (Hrsg.) (2017): *A Different Kind of Ethnography*. North York: University of Toronto.
- Feyerabend, Paul (1980): *Erkenntnis für freie Menschen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Flick, Uwe (2007): *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Neuwied: Beltz.
- Flick, Uwe (2016): Von den Irritationen in die Peripherie? Anmerkungen zu Ronald Hitzlers Artikel „Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung“. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 17(1–2), S. 199–204.
- Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.) (2005): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt.
- Franzen, Martina (2019): Zum Wandel der wissenschaftlichen Wissensproduktion durch Big Data: Welche Rolle spielt Citizen Science? In: Musik, Christoph/Bogner, Alexander (Hrsg.): *Digitalization and Society* (= Sonderheft der Österreichischen Zeitschrift für Soziologie), S. 15–35.
- Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2009): *Interpretative Sozialforschung: Der Prozess*. Wien: facultas.
- Garz, Detlev/Kraimer, Klaus/Riemann, Gerhard (Hrsg.) (2019): *Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze. Einblicke in die biographischen Voraussetzungen, die Entstehungsgeschichte und die Gestalt rekonstruktiver Forschungsansätze*. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Gugutzer, Robert (2004): *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript.
- Haraway, Donna (2003): *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*. Chicago: Prickly Paradigm Press.
- Henshaw, Victoria (2014): *Urban smellscapes*, London: Routledge.
- Hirschauer, Stefan (2014): Intersituativität. Teleinteraktionen jenseits von Mikro und Makro. In: Heintz, Bettina/Hartmann, Tyrell (Hrsg.): *Interaktion, Organisation, Gesellschaft* (= Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie), S. 109–133.
- Hitzler, Ronald (2020): Zentrale Merkmale interpretativer Sozialforschung. In: Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): *Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie*. Weinheim: Juventa, S. 82–98.
- Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.) (2019): *Kritik der Hermeneutischen Wissenssoziologie*. Wiesbaden: Juventa.

- Howes, David (Hrsg.) (2018): *Senses and Sensation: Critical and Primary Sources*. London: Bloomsbury Academic.
- Janesick, Valerie (2015): *Stretching Exercises for Qualitative Researchers*. London: Sage.
- Juris, Jeffrey S. (2007): *Practicing Militant Ethnography with the Movement for Global Resistance in Barcelona*. In: Shukaitis, Stephen/Graeber, David (Hrsg.): *Constituent Imagination: Militant Investigations, Collective Theorization*. Oakland: AK Press, S. 164–176.
- Jones, Kip/Gergen, Mary/Yallop, John/Lopez de Vallejo, Irene/Roberts, Brian/Wright, Peter (Hrsg.) (2009): *Performative social science*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 9(2), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/10>, letzter Zugriff: 28. März 2020.
- Kelle, Udo (2008): *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung: Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Keyzers, Verena/Reichertz, Jo (2020): *Geschichten finden und schreiben. Datengetränkte Videoanalyse von multizentrischen Kommunikationsprozessen*. In: Wiedemann, Thomas/Lohmeier, Christine (Hrsg.): *Datenvielfalt in kommunikationswissenschaftlichen Forschungskontexten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kritzmöller, Monika (2015): *Auf Tuchfühlung: Soziologie der textilen Haptik*. Düsseldorf: flabelli Verlag.
- Kuckartz, Udo (2014): *Mixed Methods: Methodologie, Forschungsdesigns und Analyseverfahren*. Wiesbaden: Springer.
- Kuckartz, Udo (2018): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 4. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kuhn, Thomas (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolution*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lamneck, Siegfried/Krell, Claudia (2016): *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Latour, Bruno (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lindemann, Gesa (2009): *Das Soziale von seinen Grenzen her denken*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Lindemann, Gesa (2002): *Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin*. München: Fink.
- Lüders, Christian/Reichertz, Jo (1986): *Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum – Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung*. In: *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau* 12, S. 90–102.
- Lueger, Manfred (2010): *Interpretative Sozialforschung*. Wien: facultas.
- Marcus, George E. (2016): *Multi-sited ethnography. Notes and Queries*. In: Falzon, Mark-Antony (Hrsg.): *Multi-sited ethnography: Theory, praxis and locality in contemporary social research*. New York: Routledge, S. 181–196.